Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat. . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,

Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Jugenderinnerungen.

Von

Marie Sophie Schwartz.

Erster Band.

Jugenderinnerungen.

Erzählung

von

Marie Sophie Schwartz.

Deutsche, autorisirte Ausgabe.

Erster Band.

Berlin, 1864.

Verlag von Otto Janke.

Erste Periode.

Schulzeit.

1.

Die Vergangenheit ist dahin, die Zukunft kennen wir nicht und wir haben nichts als die Gegenwart, doch beschäftigen wir uns am allerwenigsten mit ihr.

Wir lieben es auf das, was da gewesen, zurückzublicken, das, was kommen werde, vorauszusetzen, und vergessen dabei das, was wir besitzen, zu genießen.

Berechnungen auf die Zukunft sind meist Verrechnungen, Betrachtungen über die verflossene Zeit sind nur traurige Erwägungen, wie wir unsere Kräfte mehr oder weniger vergeudet haben, ohne daß wir die volle Erndte gewonnen hätten.

Diese einfachen Gedanken erwachten unwillkürlich, als ich einen Blick auf mein früheres Geschick zurückwarf.

Meine Kindheit und meine Jugend mit allen ihren Fehltritten und Verirrungen erschienen mir wie Bilder voll Schatten, ohne daß ich ihnen eine hellere Färbung zu geben vermöchte.

Wenn ich mich niedergeschlagen fühlen sollte, so wäre es vielleicht bei dem Vergleiche dessen, was mein Leben gewesen, mit dem, was es werden zu sollen mir einst vorgeschwebt hatte.

Wie groß waren nicht in meinem Jünglingsalter die Erwartungen von mir, meiner Charakterstärke und meinem Streben nach männlicher Vollkommenheit, wie wenig entsprach meine zurückgelegte Bahn diesen Vorstellungen!

Was sich nicht ändern läßt, muß man auch nicht beweinen und alle zwecklosen Betrachtungen über die Mängel und Schwachheiten, die man nicht zurücknehmen kann, dienen zu nichts. Sie stehen da, nur um zu zeigen, daß, wie hoch auch unser Streben, das Resultat doch dahin läuft, wir wären nur schwache Sterbliche, die niemals auf eigne Kraft blind vertrauen sollten.

Mein Vater, Pastor Sehlberg, hatte eine kleine Pfarre in Westgothland, wo meine Wiege stand. Ich war der jüngste von vier Brüdern, von denen die beiden ältesten in früher Kindheit starben.

Von Natur hatte ich ein hitziges Blut, viel Selbstgefühl, Trotz und Charakterfestigkeit, Eigenschaften, die in ihrer ursprünglichen Tendenz gut, doch wenn sie ohne gehörige Zucht entwickelt, sehr bedenkliche Fehler erzeugen.

Die damit begabten Personen sind gewöhnlich schwer zu leiten, so lange sie Kinder sind, und das war bei mir besonders der Fall.

Mein Vater, ein Mann von frommem und friedlichem Charakter, liebte Ruhe, Eintracht und einen guten Tisch, meine Mutter dagegen hatte eine heftige, stolze und selbstständige Gesinnung.

Nicht mehr jung zur Zeit ihrer Vermählung, hatte sie die Jugendzeit vollends hinter sich, als ich zur Welt kam. Sie war damals 43 Jahre alt.

Vielleicht war dieser Umstand Schuld daran, daß sie für ihr jüngstes Kind nicht so viel Liebe empfand, als für das älteste.

Mein Bruder Sten war ganze zehn Jahre älter als ich und auf ihn verschwendete meine Mutter viele leidenschaftliche Nachsicht. Liebe zu meinem Vater und mir stand bei ihr hinter der zum Erstgeborenen zurück, so daß ihr alles, was nicht in direkter Beziehung zu

dem, das seine Freude und Wohlbefinden betraf, stehen könnte, gleichgültig war.

Diese Parteilichkeit meiner Mutter erzeugte schon früh eine feindliche Stimmung gegen meinen Bruder bei mir, da er, so lange ich mich erinnern konnte, die Rolle eines Zuchtmeisters mir gegenüber spielte. Er forderte für sich dieselbe Achtung und Ergebenheit, wie für meine Eltern, wozu ich mich nicht geneigt fand, und sobald ich zwölf Jahre alt geworden, opponirte ich mich seiner Herrschaft. Es kam zum offenen Streite und unsere Mutter stellte sich immer auf die Seite meines Bruders, indeß mein Vater sich neutral verhielt, um nicht mit seiner theuren Hälfte in Streit zu gerathen.

Noch heute steht mir deutlich vor Augen, welcher Streit zwischen Sten und mir einen entscheidenden Einfluß auf meine Zukunft hatte und meinen Vater zu einer energischen Maßregel veranlaßte.

Sten war 22 Jahre alt und hatte gerade das Gymnasium in S . . . absolvirt. Er hielt sich im Sommer bei uns auf, um zu überlegen, ob er seine Studien fortsetzen oder eine praktische Laufbahn einschlagen solle.

Er war zu allen Zeiten durchaus träge gewesen,

die Arbeit war ihm verhaßt. Seine Schul- und Gymnasialzeit trug davon das Gepräge, und so war er auch schon alt geworden, als er das Gymnasium verließ.

Ich dagegen hatte von frühester Kindheit an eine brennende Begier nach allem, wogegen Sten Abgeneigtheit zeigte. Seine Gleichgültigkeit gegen Belehrung erweckte in mir die Neigung viel zu lernen, so daß ich zur Zeit, als mein Vater mich unterwies, recht fleißig war.

Im Studirzimmer meines Vaters war ich gehorsam und anständig — war ich außerhalb dieses Bereichs, so zeigte ich mich ganz anders.

Mit Gehorsam und Furcht konnte ich mich nicht vertraut machen, obschon die Abneigung gegen ersteren mir von meiner Mutter und oft auch von meinem Bruder scharfe Züchtigungen zuzog. Die Liebe zum Gehorsam wurde dadurch nicht geweckt, nahm vielmehr ab.

Bis zum zwölften Jahre mußte ich mir die Einmischung meines Bruders in meine Erziehung gefallen lassen, als er aber nach seinen Gymnasialstudien nach Hause kam, hatte ich mir fest vorgenommen, seine Tyrannei nicht mehr zu ertragen. Ich war ein groß-

gewachsener Junge mit unerschrockenem Muthe, unbeugsamer Entschlossenheit und tiefer Erbitterung gegen den Plagegeist meiner Kindheit.

Ehe ich fortfahre, muß ich noch bemerken, daß im Hause meiner Eltern eine Bruderstochter meines Vaters, Namens Thora, sich aufhielt. Sie war ein Jahr jünger als ich, klein und zart gebaut und von mildem Temperament. Thora und ich hatten immer mit einander gespielt, und sie stand in dem Verhältniß zu mir, wie ein Schwächerer zum Stärkeren, wie ein Sklave zum Herrscher.

Mein Bruder benutzte alle seine Macht, mich überall zu reizen und zu mißhandeln, ich rächte mich dafür an Thora und gebrauchte meine Gewalt über sie.

Ich war stark, sie klein, so daß sie sich fügen mußte, wenn es auf Körperkraft ankam. In der Kinderzeit hat man keinen Begriff von Ritterlichkeit, sondern wendet gewöhnlich das Recht des Stärkeren an. Forderte ich so von Thora blinden Gehorsam, so war ich auch zu jeder Zeit bereit, mich ihrer anzunehmen, wenn man ihr irgend ein Unrecht zufügen wollte. Dieses galt sogar in Bezug auf meine Mutter, und oft befreite ich Thora von der ihr zugedachten Strafe. Deshalb hatte Thora eine innige Anhänglichkeit an

mich und nahm an allen Qualen, die Sten mir zufügte, lebhaften Antheil.

Es war wenige Tage nach meines Bruders Rückkehr von S... Meine Mutter hatte alles mögliche für ihn zusammengebracht, und ihr sonst träges Antlitz strahlte vor Freude über den schönen, stattlichen Sohn.

Thora und ich hatten sich an den bei der Pastorwohnung vorbeifließenden Bach begeben, um dort eine Bootfahrt vorzunehmen.

Ich bemühte mich, den etwas schmutzigen Kahn auszuschöpfen, indeß ich Thora damit unterhielt, wie frech Sten sich benommen, wie breit er sich am Mittagstisch gemacht, als er gesagt, Thora und ich müßten umgehobelt werden, um Anstand zu lernen.

Thora war meiner Ansicht und meinte, Sten wolle sich wichtig machen und den alten Mann spielen. Sie sah daraus, daß wir heiße und schwere Stunden erleben würden.

„Tante will immer dasselbe was Sten, und Onkel will immer nur, was Tante will, so spielt also Sten den Herrn im Hause, und wir werden ihm gehorchen müssen."

„Gehorchen!" rief ich aus, warf die Schöpfkelle

fort und sprang aus dem Boote, wobei ich die rechte Hand geballt unter Thora's Nase hielt, „nein, so kommt es nicht. Er soll es nur wagen, mir zu befehlen, dann zeige ich ihm diese (meine geballte Hand) und bitte ihn, sich danach zu richten."

„Ach, lieber Georg, Du mußt Dich doch fügen, denn Sten ist stärker, und mir scheint demnach Dein Ungehorsam sehr unzweckmäßig," war Thora's Ansicht.

„Du meinst vielleicht, ich sei ein kleiner Schwächling, allein Du irrst, ich bin jetzt groß und stark geworden und werde Sten zeigen, daß er kein Recht hat, mir zu befehlen."

So wie ich dieses sprach, sah ich Sten an den Strand kommen.

„Sei ruhig, Georg," sagte Thora und sah ängstlich aus. „Kümmere Dich nicht um Sten's Redensarten, es führt nur zu Lärmen und Verdruß."

Ich gab auf diese Warnung keine Antwort und kehrte zum Boote zurück, das ich auszuschöpfen anfing, indeß ich ab und zu meinem sich nähernden Bruder drohende Blicke zuwarf.

Augenblicklich hatte ich nur den Wunsch, Sten möge etwas befehlen, so daß ich Stoff zur Opposition

fände und ihm zeigen könnte, wie wenig ich mich um den Bedrücker meiner Kindheit kümmere.

Als Sten an den Strand gekommen, warf er sich in's Gras und rief mir zu:

„Was machst Du da im Boote?"

„Das siehst Du doch," antwortete ich in mannhaftem Tone und warf das Wasser mit solcher Kraft heraus, daß es ringsum platschte.

„Lege die Schöpfkelle fort und komm her," befahl Sten. „Du gehst in den Stall und meldest, man möge die Chaise anspannen."

„Hast Du mich fliegen gesehen?" sagte ich und fuhr fort, das Boot zu reinigen.

Sten machte eine Bewegung, als ob er sich erheben wollte, allein Thora trat zu ihm und sagte mit mildem Lächeln:

„Ich kann ja die Anspannnng besorgen und Georg mag das Boot weiter in Ordnung bringen."

Sten sah Thora von der Seite an.

„Nein, Georg geht in den Stall, Du eilst und holst mir das Cigarrenfutteral, allein spute Dich, sonst werde ich Dir Füße machen."

Thora war gleich auf dem Wege, ich aber rief ihr zu:

„Wenn Du es wagst, Dich zu rühren, Mädchen, so hast Du es mit mir zu thun. Sten kann sich die Cigarren selbst holen, und Du kommst her und begleitest mich auf den See.“

Thora stand still, sah bald mich bald Sten an. Mit seinen Fäusten hatte sie noch keine Bekanntschaft gemacht, desto mehr mit den meinigen.

„Komm, Thora, steige in's Boot,“ befahl ich und machte die Kette los; allein es war aus mit Sten's Geduld. Er sprang auf und packte mich an der Brust.

„Was zum Henker, Junge,“ schrie er, „oder willst Du den Stock kennen lernen? Es wird nichts aus der Bootfahrt. Thora holt die Cigarren, und Du gehst nach dem Stalle.“ Sten hob den Stock, ich gab ihm einen tüchtigen Schlag in's Gesicht und schrie in voller Raserei:

„Es ist aus, ich gehe nicht mehr Deine Wege und lasse mir nichts mehr von Dir befehlen.“

Der Kampf zwischen einem 22jährigen kräftigen Jünglinge und einem 12jährigen Knaben konnte nur auf eine Weise zu Ende kommen und so erhielt denn letzterer eine gehörige Anzahl Hiebe.

Ich wehrte mich so lange als möglich, allein ich

hatte keine Waffen, als meine geballten Fäuste, Sten dagegen einen tüchtigen Stock, mit dem er mich in nachdrücklicher Weise bearbeitete, so daß ich zuletzt dalag und keinen Widerstand mehr zu leisten vermochte.

Thora, welche dem Treffen zugeschaut, brach erst in Thränen und Bitten aus, und da dieses nichts half, fing sie an laut aufzuschreien.

Das Geschrei drang in's Haus. Bei dem letzten Stockschlage, den Sten mir gab, hörte ich, trotz dem körperlichen Schmerze, der mir fast die Besinnung raubte, meine Mutter sagen:

„Was hat Georg wieder angefangen?“

„Sten hat den Georg geschlagen,“ jammerte Thora.

„Ihn geschlagen?“ fiel eine andere Stimme ein, welche die meines Vaters war.

Ich versuchte mich aufzurichten, allein es gelang mir nicht; alle Glieder waren mir wie gebrochen.

„Ja, ich habe den Georg gehauen, weil er naseweis ist,“ antwortete Sten und packte mich an der Brust, um mich am Beine in die Höhe zu bringen. „Ich werde es Papa sagen,“ fuhr Sten fort, „denn Georg ist unverschämt, und wenn es so fortgeht, so wird nur ein Galgenvogel aus ihm.“

Ich stand auf den Beinen und obschon mir zu Muthe war, als wären die Beine zerschlagen und der Rücken in Lappen verwandelt, so behielt ich doch meine gerade Stellung und unterdrückte die Thränen, welche der Schmerz veranlassen mußte. Ich blickte fest auf meine Mutter, um zu erkennen, welchen Eindruck Sten's Benehmen auf sie gemacht hatte.

Es war einer der Augenblicke im Leben, die an und für sich unbedeutend doch einen großen Einfluß auf die Wendung unserer Gefühle ausüben. Hätte meine Mutter Sten's Betragen nur mit einem Worte getadelt, so würde ich alle ihre Strenge und Ungerechtigkeit verachtet haben; allein es fiel ihr nicht ein, ihn zu tadeln. Sie sah mich mit bitterer Miene an und sagte zu meinem Vater:

„Du hörst nun selbst, lieber Sehlberg, was das für ein Junge ist und mußt mir wohl Recht geben, daß ich ihn hart behandle. Ich habe immer gefürchtet, er wäre ein Kind des Kummers, und wir könnten nur Schande an ihm erleben."

Meine Mutter ahnte nicht, wie diese Worte in meiner Seele brannten. Sie bereiteten mir so tiefen Schmerz, daß ich das körperliche Leiden ganz vergaß.

„Aber, aber," stammelte mein Vater, „ich möchte

doch nur wissen, was Georg verbrochen hat, denn daß Sten ihn schlägt, ist noch kein Beweis, daß Georg unartig ist."

„Also Du meinst, Sten würde ihn anrühren, wenn er die Schläge nicht verdient hätte," fiel meine Mutter heftig ein. „Sten ist immer verträglich gegen Georg gewesen und hat so viel von ihm ausgestanden, daß es lange gedauert hat, ehe er seinen jüngeren Bruder zurechtwies."

Bei diesen Worten hatte ich eine Empfindung, als ob ich in tausend Stücke zerplatzen sollte.

Es war die höchste Parteilichkeit und geradezu ohne Wahrheit. Ich fühlte mich veranlaßt, diese Behauptungen zu bestreiten und goß allen Kummer meines Herzens aus. Ich sprach mit bebender Stimme, mit der gewaltigsten Anstrengung, meine Thränen zurückzuhalten.

Sten und meine Mutter überschrieen mich und mein bedächtiger Vater sah aus, als ob er in ein Wespennest gerathen wäre. Mein Vortrag über meine Leiden wurde durch ein Paar Ohrfeigen abgebrochen, welche meine Mutter mir gab, worauf sie mir befahl, mich in mein Zimmer zu verfügen und vor ihrer Erlaubniß es nicht wieder zu verlassen.

Wahnsinnig über diese neue Ungerechtigkeit trat ich in's Haus und in meinem kindlichen Zorne war es mir, als ob alle Anhänglichkeit an meine Mutter verschwunden sei und ich ihr, was sie jetzt gethan, nie wieder vergessen könne.

Ich schloß mich ein und in der Einsamkeit überließ ich mich meinem Kummer.

Gegen Abend wurde an die Thür geklopft. Ich stellte mich, als ob ich nichts hörte. Es wurde wieder ein paar Mal angeschlagen, doch bewegte ich mich nicht von der Stelle. Endlich rief Jemand ganz leise:

„Ist Georg da?"

Es war mein Vater.

Einen Augenblick überlegte ich, ob es der Mühe lohne, den Riegel zurückzuschieben. Es schien mir unter meiner Würde, meinen Vater insgeheim einzulassen, allein ich öffnete doch gleich, und er steckte den Kopf herein und sagte:

„Komm zu mir."

Ich folgte ihm mit besonnenen Schritten.

„Kannst Du um 4 Uhr Morgens zeitig aufstehen?" fragte er flüsternd und sah sich um, als ob ihn Jemand belauschen könnte.

„Gewiß kann ich das," war meine Antwort in wenig freundlichem Tone.

„So fährst Du mit mir nach S. Allein Du sagst weder Mutter noch Bruder etwas davon. Nun kannst Du gehen. Morgen früh 4 Uhr fahren wir."

Ich öffnete den Mund, um etwas zu fragen, allein die Thür ging auf, und meine Mutter trat ein; ich eilte rasch fort, ehe sie noch ein Wort sagen konnte.

Am andern Morgen um 4 Uhr, als alle Personen im Hause schliefen, fuhr ich mit meinem Vater in der grünangestrichenen Chaise nach S.; ich selbst dachte nicht daran, daß ich nicht sobald nach Hause zurückkehren würde.

2.

Die Stadt S. ist, wie alle andern kleinen Städte, weder besser noch schlechter. Sie war damals im Besitz einer Schule und eines Gymnasiums.

Ich war bis zu meinem 12ten Jahre niemals in einer Stadt gewesen, und deshalb machte es auf mich einen merkwürdigen Eindruck, als wir durch die Thore

von S. fuhren, wo die Häuser auf beiden Seiten neben einander standen, als ob sie sich beobachteten. Ich betrachtete diese Herrlichkeiten mit weit aufgesperrtem Munde.

Wir fuhren fast durch die ganze Stadt bis an ein kleines Haus am Ende derselben, wo mein Vater durchs Thor fuhr und im Hofe anhielt. Es war Mittagszeit.

Da wären wir nun, mein Junge, sagte er, und reichte mir Zügel und Peitsche, um dann das beschwerliche Aussteigen aus dem Wagen zu unternehmen, was in Betracht seines Körpers nicht leicht war. Als er endlich einen Fuß auf den Tritt setzte, eilte ihm aus dem kleinen rothen Hause eine mit einer großen weißen Schürze versehene ältliche Frau entgegen und rief aus:

„Herr Gott, ist das der Herr Pastor? Wie wird Madame sich freuen, wenn sie nach Hause kommt. Soll ich helfen? Stützen Sie sich auf meine Schulter, so geht es besser. Und wer ist denn der Herr im Wagen, wahrhaftig ein prächtiger Bursche! Vielleicht des Herrn Pastors eigener Sohn? Der Sten sagte doch nichts davon, als er hier war, daß der Herr Pastor zur Stadt kommen wolle. Er hat niemals einen festen Willen, und ich sage es Ihnen gerade

heraus, wenn der Pastor den nicht streng hält, so wird gar nichts aus ihm. Wenn er es weiter so macht, wie er angefangen hat, so wird er nur ein Taugenichts. Komm, Junge, komm heraus, ich will schon fürs Pferd sorgen."

„Danke, danke, liebe Lotte," pustete mein Vater, der endlich glücklich den Boden erreicht, aber bei seiner Anstrengung zu diesem Ziele Lottens Redefluß kaum gehört, geschweige beantwortet hatte. Mich hatte Lotte ergriffen, ehe ich aus der Chaise geschleudert wurde, allein ich ließ mir meine persönliche Freiheit nicht rauben und sprang so, daß ich auf dem Hofe stand, ehe sie mir beistehen konnte.

„Das ist ein wilder Junge, gewiß der jüngste des Herrn Pastors, ich möchte meine beste Schürze darauf verwetten," sagte Lotte, „denn Pastors Kinder haben immer Feuer in sich gehabt, ein Erbtheil von der Mutter. Wollen Sie nun ins Haus gehen, ich komme gleich nach."

„Komm, Georg," sagte mein Vater und zog mich nach der reingescheuerten und geputzten Vorstube.

Lotte war schon mit dem Wagen nach einem Seitenhause gefahren.

Von der großen, geräumigen, mit fein gekräuseltem

Sande und Tannenreisern geschmückten Vorstube, deren Boden so rein war, als wäre er niemals betreten worden, gelangten wir in ein anderes großes und geräumiges Zimmer, das mir das herrlichste Gemach auf der Welt schien. So etwas war auf einer Propstei nicht zu erblicken.

Die Stühle waren von dunkelrothem Zeuge, das wie wie Seide aussah, und große Blumen waren darin überzogen gewebt, auch stand da ein großes Piano, das wie ein langer Zwikel aussah; ein schöner Bücherschrank mit vergoldeten Bücherrücken, Bilder, Spiegel waren, wohin man blickte, angebracht.

Ich verwunderte mich über alle diese Herrlichkeit und war an der Thür stehen geblieben, indem ich die Betrachtung machte, daß der gute Vater in seiner Camelottkappe und ich mit meinen doppelsohligen Schnürstiefeln und hausgewebten Kleidern in diese Wohnung nicht recht paßten.

Meine Verlegenheit dauerte aber nicht lange, gleich öffnete sich die Thür und Lotte sprang herein und nahm meines Vaters Camelottkappe mit den Worten:

„Ich nehme sie und trage sie ins Gastzimmer, sonst wird alles eingestaubt, und Du Junge gehe in

den Hof und schüttle Dir den Chausseestaub ab. Es ist doch des Herrn Pastors Sohn?"

„Ja, ganz recht, es ist mein jüngstes Kind; Georg geh und thue, was Lotte sagte, denn hier ist alles sehr fein. Ja ja, Lotte duldet kein einziges Stäubchen!" Mein Vater lachte, ich eilte auf den Hof, wo ich mit einer Bürste, die Lotte mir gereicht, einen großen Reinigungsprozeß vornahm. Als ich fertig war, trat eine Dame auf den Hof. Ich stürzte zum Vater hin, der sich im eleganten Zimmer auf das Sopha geworfen hatte. Gleich nach mir trat die Dame über die Schwelle. Mein Vater stand auf, als er sie erblickte, und eilte ihr mit offenen Armen entgegen.

„Da bin ich wieder, liebe Schwester, und es freut mich von Herzen, dein mildes Antlitz wieder zu sehen."

Es war also meine Tante — Emilie, wie Sten sie nannte, und welche von meiner Mutter nur mit einer gewissen Bitterkeit erwähnt wurde.

Nachdem Bruder und Schwester sich geküßt, wurde ich vorgestellt.

„Willkommen Georg," sagte Vaters Schwester Emilie freundlich und schlug mir auf den Kopf. „Wir sind ganz neue Bekannte. Wem aber gleichst Du,

mein Junge? Weder Vater, noch Mutter, noch Bruder."

„Da gleiche ich wohl der Tante!" antwortete ich mit gewohnter Dreistigkeit.

Alle Belästigung war verschwunden; es war mir so zu Muth, als ob ich bei Tante nicht verlegen zu sein brauchte, obschon sie dem Bilde, das ich mir von Tante Emilie gemacht, gar nicht entsprach.

Wenn Sten und meine Mutter von ihr gesprochen, so stand vor meiner Phantasie eine lange, magere Person von 50 bis 60 Jahren, mit scharfer, spitzer Nase, kleinen Augen, einer silbernen Schnupftabaksdose in langen magern Fingern, kurz, es war wie die Frau des Küsters, die mir wie eine Hexe vorkam.

Die vor mir stand, glich diesem Bilde gar nicht. Es war ein kleines Frauenzimmer von einigen 20 Jahren, sehr schön gewachsen, mit großen, schönen, blauen Augen, schwarzbraunem, lockigen Haar, blendend weißen Zähnen, einem Mund gleich einer Rosenknospe, der entzückend lächelte, und einer so blühenden Farbe, daß sie nichts zu wünschen übrig ließ.

Sie bewegte sich lebhaft, lachte, plauderte und glich so sehr einem jungen Mädchen, daß man nicht füglich in ihr eine Wittwe erkennen konnte.

Nachdem sie über meinen Einfall, daß ich ihr gleichen solle, gescherzt und meinen Vater geliebkost hatte, ertheilte sie Befehle über den Mittagstisch und führte uns in ein kleines Kabinet neben dem großen Zimmer.

„Die Tante gefällt mir sehr gut,“ dachte ich bei mir selbst und konnte nicht umhin, ihr schönes Antlitz zu betrachten.

Gewiß hätte die lustige Frau einen gewissen Stolz gefühlt, einen solchen Eindruck auf mich gemacht zu haben, nur daß sie in meinem Herzen nicht lesen konnte; denn selten im Leben sind unsere Gefühle und Urtheile so unverfälscht, als in unseren Kinderjahren.

Wir speisten zu Mittag; Tante Emilie führte auf ihre heitere und ungezwungene Weise die Unterhaltung recht lebhaft. Wir wurden bald gute Freunde.

Lotte hatte während der Mahlzeit zweierlei Dinge, die sie sehr beschäftigten, ich durfte keine Brocken auf die Erde fallen lassen und Papa durfte keine Flecken auf das Tischtuch machen.

Meines Vaters Hochgenuß war ein guter Tisch, was Lotte gewiß wußte, denn das Essen war prächtig, und er hatte eine vergnügte Stunde. Nach Tische

dachte er allmälig an den Grund seiner Reise nach S. und wünschte mit Schwester Emilie allein zu sein.

Es war eine lange Conferenz. Ich erhielt unterdessen Lottens Erlaubniß, in den Garten zu gehen und mich umzusehen, wurde jedoch gewarnt, die Rabatten nicht zu verderben, keine Blumen anzufassen und überhaupt keinen Unfug zu treiben.

Gehorsam war, wie schon gesagt, nicht meine schwache Seite, auch amüsirte es mich nicht, so ganz steif auf den Wegen spazieren zu gehen; ich sprang also auf und ab, wie ein wildes Thier in Lauben und Lusthaus und den reizenden und schöngeharkten Gängen, so daß es aussah, als ob ein ganzes Cavallerie-Regiment darin galoppirt hätte.

Als die Unterhaltung zwischen Vater und Tante abgeschlossen war, wurde ich von Lotte gerufen, die noch keine Zeit gehabt, mein Verhalten im kleinen Blumenreiche zu bemerken.

Vater, Tante und ich gingen in die Stadt. Er hatte einiges einzukaufen, wobei Tante ihm helfen sollte, und ich ging mit, um die Stadt kennen zu lernen.

Am andern Morgen wollte mein Vater die Heimreise antreten.

„Lieber Georg,“ sagte er mit einer gewissen Feierlichkeit, „ich reise nach Hause, Du aber bleibst hier bei Tante Emilie, laß es Dir gesagt sein, daß Du ihr Gehorsam und Achtung gewähren sollst. Schon in einigen Tagen erhältst Du Privatunterricht beim Magister D., so daß Du in den Herbstferien in Secunda eintreten kannst.“

„Weiß Mama hiervon?“ frug ich und überlegte, ob mir die Einrichtung gefallen oder mich mißvergnügt machen sollte.

Obschon ich mich nicht erinnerte, daß mein Wille etwas bedeute, oder bei der Bestimmung einer Angelegenheit eine entscheidende Stimme gehabt hatte, so war ich doch gewohnt, bei jedem Beschlusse meiner Eltern die Sache mir vorzulegen, als ob ich einen Einfluß auszuüben im Stande sein würde.

„Deine Mutter erfährt es, wenn ich nach Hause komme,“ antwortete mein Vater.

„Hat sie es nicht gesagt, daß ich hierbleiben soll?“

„Nein, es ist mein alleiniger Beschluß.“

„Nun, dann bleibe ich hier,“ war meine Antwort.

Tante Emilie lachte herzlich und meinte, ich wäre ein lustiger Patron, der schon spräche, als ob er ein altes Haus wäre.

Ich sah den Wagen meines Vaters abfahren, ohne einen Mangel zu empfinden. Ich erwartete einen angenehmen Aufenthalt in S., und Tante Emilie gefiel mir sehr gut. Sten konnte mich nun nicht strafen und meine Mutter mochte sich wundern, wenn Vater allein nach Hause käme, an Thora dachte ich nicht. Sie war augenblicklich vergessen.

Als mein Vater fort war, sagte Lotte zu ihrer Herrschaft:

„Wie lange bleibt der Junge?"

„Das ist unbestimmt," antwortete Tante, faßte mich an der Hand und ging mit mir in den Garten.

3.

Man hatte mich in ein hübsches kleines Zimmer links vom Salon einlogirt.

Ich hatte die ganze Nacht gründlich geschlafen, und die Sonne stand hoch am Himmel, als zwei gleichzeitig redende Stimmen mich weckten.

Die eine sprach mit vieler Hitze.

„Ich kann nicht zugeben, daß er bleibt," sagte diese.

„Soll ich hier einen Jungen dulden, der überall herumrennt, so daß nichts mehr sauber bleibt? Es paßt sich ebenso wenig, daß er bei uns wohne, als daß Sten es gethan hätte. Es ist nicht der Mühe werth, mit mir darüber zu reden, ich lasse mich nicht dazu bewegen."

„Hast Du genug protestirt? frug eine sanfte Frauenstimme. Meinst Du wirklich, liebe Lotte, daß ich mich um das kümmere, was Du irgendwie willst oder nicht willst? Nein, hier geschieht alles nach meinen Befehlen. Mein jüngster Brudersohn bleibt hier während seiner Schulzeit, und damit ist es noch nicht aus. Im Herbste nehme ich noch . . ."

„Gewiß die ganze Pastorsfamilie —" schrie Lotte. „Wir werden ruinirt, um der ganzen Familie zu helfen. Ich habe den Pastor sehr gern, aber seine Frau und Kinder will ich nicht auf dem Halse haben und das darf nicht sein."

Die Antwort hierauf war ein so herzliches Gelächter, daß ich miteinzustimmen geneigt war, allein ich hatte doch zu viel Interesse an der Unterhaltung, als daß ich mich so unschicklicher Lustigkeit hingeben mochte.

Nachdem Tante zu Ende gelacht hatte, erklärte sie,

im Herbste würde des verstorbenen Bruders Tochter Thora auch zu ihr kommen; ihr Bruder könne das Mädchen nicht erziehen, und falls zu viel zu arbeiten wäre, könne Lotte sich noch eine Gehülfin miethen, weiter aber dürfe über die Sache nicht gesprochen werden.

„Das ist aber doch ganz unvernünftig,“ äußerte Lotte, „und ich . . .“

„Es lohnt nicht der Mühe, mehr darum zu sagen, Du weißt, daß es nicht möglich ist, meine Entschließungen zu ändern. Es bleibt, wie ich angeordnet habe, und Du Schreihals mußt wieder Frieden schließen. Ich will den Knaben aufwecken. Laß auch den Schneider Blomquist kommen, der hübsche Junge kann sich in den häßlichen Kleidern, die er mitgebracht hat, nicht zeigen.“

Die Thür öffnete sich, Tante Emilie trat ein. Ich zog mir die Decke über die Ohren, allein sie kam an's Bett, strich mir das Haar aus dem Gesicht, klopfte mir auf die Wangen und frug, ob ich aufstehen möchte.

Die sanfte Hand berührte mich so angenehm. Es war etwas so ungewöhnliches, so außerordentliches für mich, gestreichelt zu werden, daß mein Kinderherz mehr

als gewöhnlich ergriffen wurde. Ich dachte unwillkürlich:

„Gott, wenn sie meine Mutter wäre!"

4.

Mit unglaublicher Schnelligkeit entwickelte ich die leidenschaftliche Hingebung für meine Tante; sie ist mir noch eine der Erinnerungen, die ungetrübten Werth für mich bewahren.

Denke ich an sie zurück, so ist es, als ob mir noch heute etwas fehle.

Bis zu meinem zwölften Jahre hatte ich zu keinem menschlichen Wesen eine Zuneigung gewonnen; die Anhänglichkeit an meinen Vater war nicht tieferer Art, sondern ein unklarer Trieb.

Gegen Mutter und Bruder hatte ich (gewiß mit Unrecht) immer eine feindliche Stellung eingenommen, und Thora hing zu sehr von meinen Launen und meinem kindischen Despotismus ab, als daß ich mich sehr an sie gehalten hätte.

So kam ich von einem Hause, wo Mangel an Herzlichkeit meinen Sinn verhärtet und mich bald in einen

Egoisten umgewandelt hätte, und gelangte in ein anderes, wo eine milde, schöne und liebenswürdige Frau selbst der Luft, die man daselbst einathmete, etwas von der ihr eigenen Herzenswärme abgab.

Niemals kam ein hartes Wort über ihre Lippen, und von Anfang an behandelte sie mich mit so großer Sanftmuth und Güte, daß sie meine schlechtere Natur lähmte. Ihre Macht über mich war schon in der ersten Woche so groß, daß ich ihre Wünsche zu errathen suchte, um das, was ihr mißfiele, zu vermeiden.

Jeden Tag wuchs meine Anhänglichkeit, damit aber auch zugleich ein anderes Gefühl, welches einem zwölfjährigen Herzen manchen bittern Schmerz bereiten mußte. Es war ein entschiedener Neid gegen alle, die sich rühmen konnten, daß Tante Emilie ihnen Interesse oder Wohlwollen bezeige.

Die glücklichsten Stunden waren für mich die, wenn sie mir, nachdem ich bei meinem Lehrer Privatunterricht genossen, in meinen Arbeiten half, oder wenn wir beide im Garten zusammen wandelten. Da beschäftigte sie sich mit mir, sprach von meiner Zukunft, horchte auf meine kindischen Träume und verstand, bei heiterem Scherze ernste Worte zu äußern, die mir in der Erinnerung blieben und Frucht tragen sollten.

Die bittersten Stunden aber waren die, wenn Freunde der Tante bei ihr zu Besuch waren oder sie Besuche bei ihnen abstattete.

Oft traf es sich bei solchen Ereignissen, daß sie an mir vorüberging und mich ansah, dann klopfte sie mir auf die Wange und frug freundlich:

„Was fehlt Dir, Junge, Du siehst verdrießlich aus. In Deinem Alter muß man lustig sein. Warum spielst Du nicht mit den andern Kindern?"

Dann schien es mir, als solle die Erde mich verschlingen, ihre Worte brannten mir in's Herz, und die kleine Hand, die meine Wange streichelte, verwundete mich. Ich wäre gern vorangestürzt, allein damit fürchtete ich ihr Mißfallen zu erregen.

Besonders war eine Frau Broberg ein Gegenstand meiner Abneigung; sie sollte Tante Emiliens beste Freundin sein. Eben so erging es einem Capitain Steinberg, dem Tante vor allen Männern, die für sie schwärmten, einen entschiedenen Vorzug gab. Ich verabscheute ihn und haßte Frau Broberg.

Hätte es in meiner Macht gestanden, den jungen hübschen Krieger in etwas recht abschreckend Häßliches zu verwandeln, so hätte ich es gleich gethan.

Meine Liebe und Achtung der Tante Emilie waren

inzwischen so groß, daß ich nur einmal den Empfindungen meines Herzens Luft machte.

Es war ein schöner Sommernachmittag.

Ich hatte mich etwa sechs Wochen bei der Tante aufgehalten. Sie, Frau Broberg und noch einige Damen mit ihren Männern und Capitain Steinberg machten eine Promenade vor die Stadt nach einer wegen ihrer Naturschönheit wohlbekannten Gegend, wo man soupiren wollte. Die Speisekörbe waren vorausgeschickt worden. Mir kam die ganze Anordnung langweilig vor, obschon mir zu Gefallen Tante einige gleichaltrige Knaben eingeladen hatte. Was kümmerten mich diese, da Capitain Steinberg an Tante's Seite ging, und sie mir nicht einmal einen freundlichen Blick zuwarf.

Kinder machen im Allgemeinen große Ansprüche und geben sich weit mehr Wichtigkeit als ältere Personen.

Ich fand Tantens Benehmen sehr unrecht und sann einen Plan nach dem andern aus, wie ich dem Capitain einen Verdruß machen könne.

Auf dem ganzen Wege war ich mürrisch und mochte an den Spielen der Knaben nicht theilnehmen. Als wir an der zum Souper bestimmten Stelle eintrafen,

veränderte ich schnell mein Benehmen und fing an, mit den übrigen Kameraden zu springen. Wir schlugen Purzelbäume, wobei ich dem Capitain immer solche Stöße gab, daß er an die Seite springen mußte. Er sah mich zornig an, und Tante Emilie sagte einige Male:

„Lieber Georg, Du darfst Dich nicht so wild benehmen und mußt Dich vorsehen.“

Niemals hatte sie mit so strengem Tadel gesprochen und nie so unzufrieden ausgesehen. Ich bin überzeugt, daß ich nach meinem freien Antriebe den Capitain erdrosselt haben würde, weil er mir diese Zurechtweisung verschaffte.

Man wollte gerade das Souper auftragen und die kleine Gesellschaft hatte sich an den Strand eines kleinen See's begeben, wo man zusammen plauderte, indeß Tante und der Capitain daran promenirten und eine lebhafte Unterhaltung unter sich führten.

Das war zuviel, als daß ich es hätte ertragen können.

Ich schlug den Kameraden einen Wettlauf vor und war der Mittelste, als wir uns aufstellten.

Wir mußten, um das bestimmte Ziel zu erreichen, an Tante und dem Capitain vorbei; beide Flügel=

männer liefen zuerst um sie herum, ich dachte an keinen Umweg, sondern raste wild voran, um mich zwischen zu schieben und sie so zu trennen. Ich that es auch so genau, daß Tante rechts und der Capitain links geworfen wurden. Erstere fiel dabei um, Letzterer war einen Augenblick aus dem Gleichgewicht und hielt sich dann fest.

Meine Absicht war die entgegengesetzte gewesen: ich hatte den Capitain umwerfen wollen.

Indeß ich wie ein Sturmwind davon trabte, hörte ich einen Schrei meiner Tante, einen Fluch des Capitains. Ersteres war mir sehr unlieb. Ich hielt an, um zu hören, was es bedeute und erkannte, wie unanständig ich mich benommen hatte. Tante lag auf der Erde und der Capitain wankte einen Augenblick, erhielt aber dann das Gleichgewicht zurück und lief auf Tante zu, um ihr zu helfen. Ich war aber schon an ihrer Seite und schrie:

„Tante, gute, liebe Tante, verzeih!"

„Eine Portion Schläge sollte der junge Kerl eigentlich erhalten," sagte der hochrothe Capitain und bemühte sich, Tante aufzuhelfen. Ich hatte schon ihre Hände erfaßt, die sie mir entzog und dem Capitain reichte.

„Ich verstehe Dich nicht, Georg," sagte sie, „Du hast Dich sonst nie so unartig benommen wie heute."

Sie wollte weiter gehen, allein auf einem Fuße hinkte sie.

„Hat Frau Grill sich beschädigt," frug der Capitain.

„Ich habe mich in irgend einer Weise verletzt," sagte sie und blieb stehen, dabei erblaßte sie vor Schmerz.

„Nein, Tante, ich kann Dir nicht so weh gethan haben," rief ich aus und erfaßte eine ihrer Hände.

„Es ist aber so, Georg, und Du mußt ein ander Mal in Deinen Bewegungen vorsichtiger sein. Jetzt, mein Junge, kann ich mich nicht auf dem Fuße halten."

Kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, und ich stürzte besinnungslos an die Felsklippe, die sich über dem Wasserfall erhob. Klar war mir eigentlich nicht, was ich beabsichtigte, ich wollte aber nicht mehr leben, weil ich ihr ein Unrecht zugefügt hatte. Gleich darauf ward ich wieder besser und hörte nur Tantens lauten Schrei:

„Georg!"

Ich war ein tüchtiger Schwimmer und hätte mir leicht wieder an's Land helfen können, falls ich es ge-

wollt hätte; allein ich bewegte mich nicht, sondern ließ mich von den kalten Armen der Wellen umschließen. Die Umarmung dauerte nicht lange, denn ein starker Arm faßte mich und hob mich über das Wasser empor. Einige Minuten darauf war ich wieder auf dem Trocknen.

Ich hatte also nichts gewonnen, als daß der Capitain wie mein Retter auftrat und mit mir gemeinschaftlich durchnäßt wurde. Der Vortheil war dabei auf der Seite des Capitains. Er wurde für seine entschlossene und schöne Handlung bewundert und gerühmt, ich, als ein wilder und ungezogener Junge, der Prügel verdiente, getadelt.

Obschon Kind, sah ich das doch ein und zu meiner Demüthigung trafen mich die Augen der Tante, in welchen ein deutlicher Vorwurf zu lesen war.

Ich wäre schon bereit gewesen, mich zum zweiten Male in's Wasser zu stürzen; allein anstatt dessen mußte ich mich prosaisch auf einen nicht weit davon gelegenen Bauernhof begeben, um meine nassen Kleider abzulegen und die trocknen eines bedeutend jüngern Knaben, als ich war, zu borgen. Ich erschien so, daß ich den übrigen Theil des Abends bei den einfachen Bauersleuten zubringen mußte. Erst tröstete ich mich

damit, daß dem Capitain dasselbe Geschick bevorstehe; allein einige Minuten darauf sah ich ihn in trockner Kleidung unter meinem Fenster verübergehen.

Wie er diese erhalten, konnte ich mir nicht erklären und ich wurde sehr betrübt, als ich kurz darauf meine Tante mit meinem Retter ganz lustig plaudern sah.

Es war eine bittere, aber lehrreiche Warnung, die mir dabei zu Theil wurde.

Als endlich nach Hause gegangen werden sollte, hatte der Capitain für die Tante und mich einen Wagen kommen lassen.

Meine Gefühle, als ich neben ihr saß, lassen sich nicht schildern. Ich wagte nicht auf sie zu blicken, deren schönes und entzückendes Antlitz meine Freude war, und doch hätte ich gern etwas darum gegeben, um zu wissen, wie weit sie mißvergnügt sei. Hätte sie nur ein Wort gesprochen; allein sie schwieg auf der ganzen Fahrt.

Ich erlaubte mir es nicht, sie anzureden, da ich gefehlt zu haben empfand; allein als wir uns der Stadt näherten, faßte ich Muth und sah sie an. Ihr Gesicht war blaß und hatte einen kummervollen Ausdruck.

Alle Furcht verschwand, und ich sagte mit all der Unruhe, die mein Herz geborgen hatte:

„Tante, gute, liebe Tante, schmerzt Dich der Fuß sehr? O Gott, wie unglücklich bin ich, daß ich Tante weh gethan habe!“ Thränen, die Vertreter der Schwäche, die ich meiner, als eines Mannes, unwürdig ansah, stürzten mir unbeschränkt über die Wangen und ich warf mich über eine ihrer Hände, die ich mit Küssen fest hielt.

„Nicht so Georg,“ sagte Tante Emilie milde. „Mein Fuß schmerzt mich nicht, ich bin nur betrübt.“

„Und ich trage die Schuld davon,“ rief ich verzweifelt aus.

„Georg, sitze still und sei nicht so heftig; laß uns jetzt diese Dinge nicht besprechen. Wir fahren in die Stadt, und ich möchte nicht, daß die guten Städter etwas über mich und meinen ungehorsamen Brudersohn zu bemerken hätten.“

Gleich waren die Thränen verschwunden, und ich saß aufrecht. Ich bot Alles auf, meine Thränen zu unterdrücken.

Der Wagen hielt auf unserem Hofe an und Lotte eilte heraus. Als sie mich sah, der zuerst heraussprang, brach sie in ein lautes Gelächter aus. Meine

Kleidung war allerdings recht lächerlich. Ich hatte einen tüchtigen Leinenrock und ein Paar Pantalons, die mir etwas über die Knie reichten, eine Weste, die über den halben Magen ging, und einen Hemdskragen, der sich bis zu den Schultern erstreckte und von grobdrähtiger Leinwand war.

„Weshalb hast Du um aller Welt willen eine solche Ausstattung und weshalb fahrt Ihr nach Hause? Zum Henker, wie sieht der Junge aus!"

Tante Emilie stieg mit einiger Mühe aus und Lotte sah nun, daß sie hinkte. Hierauf nahmen Lottens Gedanken eine andere Richtung, und Tante wurde mit Fragen bestürmt.

Ich flüchtete mich in mein Zimmer, um allen Fragen auszuweichen, mich vom geborgten Costum zu befreien und andere Kleider anzulegen. Nachdem dieses vorüber, setzte ich mich hin, um zu horchen, ob keine Stimme oder kein Laut zu vernehmen sei. Alles war so still, daß Tante offenbar sich niedergelegt hatte, ohne daß sie mit mir gesprochen, ohne daß ich sie um Verzeihung gebeten hätte.

Ich warf mich auf's Sopha, ich hätte die ganze Nacht kein Auge zugethan.

Es war, als ob ich mich an Tante Emilie hätte

rächen wollen, denn ich selbst empfand keinen rechten Verdruß über das Vorgefallene, da ich allzu aufgeregt war.

Der Augustmond schien bleich und gleichgültig in mein Zimmer und die große Uhr im Salon schlug zwölf, als Schritte hörbar wurden; doch nahte Niemand. Ich wurde unruhig. Die Thür öffnete sich, eine kleine Frauengestalt trat ein. Sie kam an's Bette, doch ich setzte mich aufrecht, und da drehte sie sich um.

„Hast Du Dich nicht niedergelegt?" frug sie.

„Ich konnte nicht, bis .... bis Tante mir verziehen hätte," stotterte ich.

Sie setzte sich an mein Sopha.

„Aber, Georg," sagte sie, „ich wollte nicht vor morgen mit Dir sprechen. Es ist jetzt spät und wir bedürfen Beide der Ruhe."

„Tante, ich kann nicht schlafen, ehe Du mir verziehen hast, ehe Du sagst, daß Du mir nicht zürnst, daß Du mich noch lieb haben willst. Ich bin entsetzlich, entsetzlich unglücklich."

Mit diesen Worten warf ich mich nieder, und ehe sie mich befragen konnte, machte ich schon das Bekenntniß, das der Drang des Augenblicks mir gebot.

Ich erzählte von meiner Eifersucht, wie ich den Capitain und alle, die ihr lieb wären, verabscheute u. s. w.

Tante Emilie hörte mich ruhig an, und als ich mein oft durch Schluchzen unterbrochenes Geständniß vollendet hatte, saß sie eine Weile und schwieg, dann sagte sie:

„Armer Junge, ich fürchte wirklich, daß ich nicht dazu passe, Dich zu leiten. Dein Vater hat gewiß einen Mißgriff begangen, daß er Dich mir anvertraute und es wäre wohl besser für Dich, wenn Du unter Aufsicht eines verständigen Mannes kämest.“

Sie hätte kaum Worte finden können, die mich mehr angegriffen hätten, als diese. Mich fortzuschicken, sie nicht täglich mehr zu sehen und mit ihr zu plaudern, das war gerade so, als ob mir alle Freude, alle Lebensluſt benommen werden sollte.

Jetzt erst schmerzte mich mein Vergehen. Ich bat mit Thränen um Verzeihung, sie sollte niemals wieder mit mir unzufrieden sein, ich wolle nie wieder eifersüchtig werden, niemals ihr einen Verdruß machen.

Als es zwei Uhr schlug, ging Tante Emilie fort, nachdem sie mir verziehen und meinen guten Vorsätzen vertrauen zu wollen erklärt hatte. Sie küßte mich

auf die Stirn und versicherte, sie wolle das Vorgefallene vergessen.

So verlief der erste und einzige Ausbruch von Eifersucht, den ich mir gestattete.

Nach diesem Auftritte hütete ich mich sehr, ihr in irgend einer Weise Grund zur Unzufriedenheit zu geben.

Meine Eifersucht auf diejenigen, denen sie Wohlwollen erwies und besonders gegen den Capitain hatte nicht abgenommen, vielmehr eher sich vergrößert, allein es war eine Qual, die ich für mich selbst behielt.

Gegen Ende August verließ der Capitain die gute Stadt. Er ging nach Stockholm, wo eine Anstellung seiner harrte.

Am Tage vor der Abreise hatte er noch eine längere Besprechung mit Tante; ich warf mich unterdessen wie toll auf meinem Sopha hin und her, weinte und schleuderte die Schulbücher nach allen Seiten.

Als ich am andern Morgen den Wagen des Capitains mit dem verhaßten jungen Manne abfahren sah, wurde ich so froh, daß ich im Hause Lotte umarmte und mich darüber aussprach, wie viel ich von

ihr halte, was ich früher niemals gethan hatte, und worüber sie und Tante sich sehr ergötzten.

Am ersten September ging ich in die Schule und am Tage darauf kam Vater mit Thora, die bei der Tante bleiben sollte, zur Stadt.

Dann vergingen zwei sonnenlichte und heitere Jahre wie ein Kindheitstraum. Ich und Thora lebten im Hause der liebenswürdigen, milden und seltenen Frau. Ich war in die Schule eingetreten und hatte mich von Anfang an durch Fleiß, Keckheit und Muth ausgezeichnet.

Meiner Mutter Worte: „Er wird Schande und Kummer auf uns häufen," erklangen oft vor meinen Ohren und spornten mich zu der größten Anstrengung, zu der beharrlichsten Thätigkeit an. Ich wollte ihr zeigen, daß ein besserer Mensch als Sten aus mir zu machen sei.

Beim Examen des Termins, als ich eine Prämie erhielt, klopfte mir Tante Emilie auf den Kopf und sagte:

„Du bist doch mein kluger Georg!"

Als sie dieses sagte, schien mir eine so große Auszeichnung gewonnen zu sein, wie ich mir sie nicht herrlicher hätte wünschen können.

Auch für Thora war es eine schöne und heitere Periode. Tante Emilie war ihren beiden Bruderskindern gleich sehr zugethan und verstand es, sie so gleich zu behandeln, daß trotz meiner Anlagen keine Eifersucht entsprang. In den zwei Jahren besuchte ich mein Elternhaus nur zuweilen und hielt mich nur einige Wochen daselbst auf. Das Verhältniß zwischen mir und meiner Mutter war fast noch kälter und fremder als früher, und Sten's Abneigung gegen mich trat immer unverhüllter hervor.

Ich wuchs empor und wurde ungewöhnlich stark, so daß handgreifliche Ausdrücke unsrer Gefühle nicht mehr vorkamen, als etwa einmal in einem außerordentlichen Falle.

Sten hatte alle Gedanken an das Studium aufgegeben und sich bei den Eltern niedergelassen, um hinfort ihren Grundbesitz zu verwalten. Dieser war aber nicht so groß, daß nicht der Großknecht ihn seit Jahren zur Zufriedenheit meines Vaters hätte verwalten können. Aber was war zu thun? Meine Mutter begehrte, Sten solle zu Hause bleiben. Sten selbst hielt dieses für sehr bequem, so geschah es nach Stens' Willen.

Trotzdem frug ich immer Sten, wie viele Prämien

er erhalten habe, als er die Schule besuchte. Es schien ihn zu ärgern, daß ich eines so guten Rufes genoß, und meine Mutter war auch nicht erfreut darüber, sondern zeigte immer eine verdrießliche Stimmung, wenn mein Vater mich rühmte oder einige Bemerkungen über meine raschen Fortschritte machte.

Am zweiten Weihnachtsfeste, als ich vom Hause in die schöne Wohnung der Tante Emilie zurückkehrte, von der ich niemals entfernt war, ohne mit Sehnsucht dahin zurückzublicken, kam Tante mir nicht wie sonst entgegen, sondern Lotte empfing mich mit einem ganz ungewöhnlichen Blicke.

Ich fing an beängstigt zu werden und erkundigte mich nach Tantens Befinden.

„Sie ist krank," antwortete Lotte.

Sie krank, die heitere blühende Frau, auf deren Gesicht ich nie eine Wolke, einen Schatten erblickt, deren ganzes Erscheinen nur von Gesundheit und Lebenslust sprach. Es schien mir fast unmöglich.

„Liebe Lotte, es ist ja ganz unmöglich, daß Tante krank ist?"

„Wirklich?" fiel sie ein, „es ist dem aber so und Gott allein weiß, wann sie wieder aufkommt."

Thora kam und brachte von Tante den Gruß, daß ich zu ihr kommen solle.

Ich ließ mir es nicht zweimal sagen, sondern eilte rasch zum Schlafkabinette, wo sie lag, der mein ganzes Herz ergeben war.

Ich hatte S. vor drei Wochen verlassen und von Tante Emilie Abschied genommen. Ihre Wange hatte geglüht, das Auge gestrahlt und nun —

War es dasselbe Wesen, das dort auf dem Sopha lag und mir eine kleine durchsichtige Hand bot?

Die Veränderung war erschrecklich. Ich konnte kaum meinen Augen trauen, sondern stand einige Augenblicke auf der Schwelle und betrachtete den blassen Schatten dieser Erscheinung, die sogar auf mich, den Knaben, Eindruck gemacht hatte.

Tante Emilie lächelte mild und sagte:

„Georg, kennst Du mich nicht mehr?"

Die liebe Stimme war dieselbe. Ich sprang an's Sopha, warf mich davor nieder und küßte ihre Hand.

Noch drei Wochen, und sie sah aus, als ob der Tod den Bräutigamskuß auf ihr Antlitz gedrückt hätte.

Im vierzehnten Jahre macht eine solche Veränderung einen weit größeren Eindruck, als wenn man sich

schon daran gewöhnt hat, und die Empfindungen sich dann noch abgestumpft haben.

Mein heftiges Schluchzen hörte jedoch bald auf, als Tante mir auf den Kopf schlug und sagte:

„Georg, Du mußt nicht weinen, dann wird mir schlimmer. Ich bin jetzt krank, doch werde ich wohl noch hergestellt und wenn dem nicht so ist, so geschieht es doch nach Gottes Willen. Willst Du, daß ich so lange als möglich lebe, so mußt Du nicht weinen."

Ich hätte mich gern jedem Schmerze unterworfen, um nur sie wiederherzustellen. Zum erstenmale empfand ich es deutlich, wie sehr ich sie liebte, da sie mir in den letzten Jahren mehrmals Vater und Mutter gewesen war.

Die Zeit nach meiner Rückkehr hatte einen entscheidenden Einfluß auf meine Lebenslaufbahn. Während der auszehrenden Krankheit meiner Tante wählte ich mir das Studium der Medizin. War ich auch erst 14 Jahr alt, so wurde dieser Entschluß doch so sicher, daß ich mich von keinem Hindernisse davon zurückhalten ließ.

Tante Emilie hatte sich heftig erkältet nnd daraus war Brustentzündung entstanden. Am Tage nach meiner Abreise war sie erkrankt und nun in der Besserung,

allein es war ein hektischer Husten zurückgeblieben, welcher dem Arzte große Besorgnisse einflößte.

Schon in den ersten Tagen nach meiner Rückkehr meinte Tante, sie sei fest überzeugt, daß sie nie wieder die Linde grünen sehen oder die Vögel im Walde singen hören werde. Sie lächelte dabei betrübt und fügte hinzu:

„Ich sterbe nicht gern, ich wäre gern noch hier geblieben, allein wer kann das Gesetz Gottes umändern?"

Sie sah dabei so traurig aus, daß ich gegen den Arzt wie gegen die Vorsehung erbittert war, daß sie die Welt verlassen solle, wo man sie so sehr liebte.

Tage, Wochen, Monate vergingen, sie näherte sich stündlich mehr dem Grabe, ohne daß der Arzt etwas hätte dagegen thun oder den Fortschritt der Krankheit auf kurze Zeit hätte hemmen können.

In meinem Unverstande klagte ich den Arzt an, und wollte einen Beweis mangelnder Fähigkeit darin erkennen, daß er so ohnmächtig war.

„Was nützt die Medizin, wenn sie den Kranken nicht dem Tode entreißen kann?" dachte ich, „wenn ich Arzt werde, will ich die Kranken retten und nicht dem Tode anheimfallen lassen."

Diese Gedanken wiederholten sich täglich und immer deutlicher, je mehr der Tod die Arme nach seinem Opfer ausstreckte.

Meine Zeit und Thora ihre waren zwischen Schule und Krankenlager getheilt. Ich arbeitete mit doppeltem Fleiße bis tief in die Nacht, um alle Stunden, die ich im Hause war, bei ihr verbringen zu können. Meine Anhänglichkeit steigerte sich immer mehr, je entschiedener ihr Verlust zur Gewißheit wurde.

In unsren Unterhaltungen legte sie den Keim zu einem höheren moralischen Streben, das sich stets bei mir geltend machte und mich in allen meinen Handlungen nach ihren Lehren verfahren ließ.

Für die Empfänglichkeit alles Edeln und Hochgesinnten in meiner Brust bin ich der guten Frau Dank schuldig, und wenn meine Leiden mich auf Abwege führten, hat mich die Erinnerung an sie wieder auf den rechten Weg geführt.

Der Eindruck ihrer Worte war ein dauerhafter, weil sie nicht als moralische Vorlesungen, sondern als einzelne natürliche Betrachtungen auftraten.

Bei einem so stolzen und selbstständigen Temperament wie das meinige wäre eine andere Form unrathsam gewesen, da ich auf Rathschläge kein Gewicht legte,

allein jedes Wort, das über ihre Lippen kam, in der Erinnerung bewahrte.

Oft habe ich als Mann diese Jahre meiner Kindheit durchgelebt und dann es als eine sehr merkwürdige Thatsache erkannt, welchen großen Einfluß eine gute Frau auf ein Kinderherz erlangen kann.

Als mein Vater mich zu Tante Emilie führte, war ich ein eigensinniger und hartnäckiger Junge, ohne Liebe für Jemand und mit einer durch Unbill erweckten Lust, mich überall den Befehlen entgegenzusetzen. Ich kann mich nicht erinnern, jemals gegen Tantens Willen gehandelt, oder ihre Befehle nicht gern vollzogen zu haben.

Eine lange und zehrende Krankheit ist eine Prüfung der Sinnesstärke eines Menschen. Auch diese Probe bestand sie, niemals vernahm ich eine Klage über ihre schweren Leiden, und wenn ich in meiner Verzweiflung Gott und den Arzt anklagte, daß sie soviel leiden müsse, brachte sie mich zur Ruhe und Vernunft und suchte mich mit dem bevorstehenden Abschiede zu versöhnen.

Welches Uebermaß von Gefühl hat man nicht bei vierzehn Jahren!

Wie stark und mächtig auch seitdem meine Gefühle,

kann sich doch kein einziges mit denen vergleichen, die ich für Tante Emilie empfand.

Es war Liebe ohne Eigennutz, Ergebenheit ohne Selbstsucht, Hingebung ohne Genuß. Ein Wesen beherrschte und beschäftigte meine ganze Seele, und sie war es, ohne daß etwas von meinem eignen Ich sich daran geknüpft hätte.

Anfangs April hatte die Krankheit so rasche Fortschritte gemacht, daß sie das Bett nicht mehr verlassen konnte.

Jeder Tag, den sie noch lebte, war ein Geschenk, welches das Leben erhielt.

Es war den 15. April, die Sonne hatte die Welt mit sommerwarmen Strahlen geliebkost, der Frühling war da, die Vögel sangen es im Walde, die Blumen auf der Erde verkündeten es gleichfalls. Ich hatte mich aufs Land begeben, um ein Bündchen davon zu pflücken, da Tante Emilie sich solche gewünscht hatte.

Ich sprang wie ein Verrückter, um schnell nach Hause zu kommen nnd sie damit zu erquicken.

Als ich in den Salon trat, saß Thora an einem Fenster.

„Tante schläft, gehe nicht hinein und störe sie nicht,“ flüsterte sie.

„Ist Lotte da?“ frug ich.

„Nein, Tante will allein sein. Sie war so müde und wollte ungestört ausruhen. Sie hatte einen schweren Hustenanfall gehabt.“

Ich warf die Mütze ab und setzte mich Thora gegenüber, wobei ich die mitgebrachten Blumen betrachtete. Lange konnt' ich nicht sitzen bleiben, Unruhe und Angst erfüllten meine Brust und nach Verlauf von einigen Minuten sprang ich von meinem Platze auf und rief aus:

„Ich kann hier nicht bleiben, ich muß ins Schlafzimmer zu Tante.“

Schon nahte ich mich der Thüre, aber Thora flüsterte:

„Georg, Du weckst sie auf. Sie hat ja gewünscht, allein zu sein, weshalb handelst Du gegen ihren Willen?“

„Dieses Mal kann ich nicht gehorchen,“ antwortete ich und schlich mich aus dem Zimmer; das erste Mal war ich ungehorsam.

Zwischen Salon und Schlafzimmer befand sich ein Cabinet. Ich blieb dort einige Augenblicke und lauschte, bevor ich ins Krankenzimmer eintrat.

Das Blut brannte mir wie Feuer in den Adern,

ich bebte, die Schwelle zu überschreiten und doch hatte ich es in der nächsten Minute gethan.

Tante Emilie lag bleich und unruhig auf dem Bette. Sie schlief — es war wie ein Todesschlaf. Ich neigte mich über sie. Sie athmete nicht, wie mir schien.

„Todt!“ rief ich und warf mich am Bette nieder. „Todt!“ schrie ich in Verzweiflung.

Bei diesem Schmerzensschrei hob ein Seufzer ihre Brust, sie blickte auf, heftete ihren gebrochenen Blick erst auf mich, dann auf die Blumen, die ich in der krampfhaft zusammengeballten Hand hielt, machte eine Bewegung, als ob sie diese erfassen wolle und öffnete die Lippen.

Ich legte ihr die Blumen in die Hand und näherte diese so der Nase, daß sie sie auch zu riechen vermöge. Ein Lächeln, wie ich es auf keinem Menschenantlitz wieder sehen werde, glitt wie ein Blitz über sie, und sie flüsterte:

„Danke, Georg!“

Die Augen schlossen sich wieder, ein leichter Seufzer hob ihre Brust, und ich warf mich über den entseelten Körper, indem ich sie mit den liebevollsten Namen zurückrief, aber sie hörte mich nicht mehr.

Des Lebens Flamme war auf allezeit erloschen. Ich erhob das wildeste Klagegeschrei, indeß ich die erstarrten Glieder an meine Brust schloß.

Bei diesem gewaltigen Schmerzensausbruche trat der Arzt mit Lotte und Thora ein.

Ich stürzte mich auf ersteren uud schien verzweifelt.

„Sie ist todt, Sie haben sie umgebracht, sie hätte leben können, wenn Sie sie gerettet hätten. Sie sind ihr Mörder."

Ich glaube, ich hatte die Absicht, mich über den Arzt zu werfen und ihn im Ausbruche meines Schmerzes zu schlagen.

Doktor Malmberg erfaßte mich mit seinen starken Armen und führte mich zum Zimmer hinaus.

„Gott, nicht der Arzt, herrscht über Leben und Tod, vergiß das nicht und entheilige dieses Zimmer nicht durch gewaltsame That!"

Ich riß mich von ihm los und sprang zu dem Hause hinaus, das mir so theuer gewesen und in dem mich nun der allerschmerzlichste Schlag traf.

Der Abend wurde von der Nacht, die Nacht vom Morgen abgelöst; ich irrte immer noch wie ein ruheloser Wahnsinniger im Walde. Ich konnte den Ge-

danken nicht fassen, daß ich nie wieder ihre Stimme hören, nie von ihren Händen gestreichelt werden, nie wieder ihr Auge auf mich hinblicken sehen könne, daß sie verschwunden sei, schien mir nicht zu ertragen. Ich stürzte aus dem Hause fort, das sie mir zum Paradies gemacht hatte und als die Mittagssonne sich hob, war ich doch wieder auf dem Rückwege.

5.

Tante Emilie war beerdigt, mein Schmerz blieb unverändert.

Thora und ich blieben in der Wohnung, wo Lotte die einzige Gebieterin war; allein auch sie war nicht wie früher geschwätzig, sondern schweigsam und finster.

Tante starb Mitte April. Wir blieben noch bis zu den Schulferien, Anfangs Juni, in Lotte's Verwahrung.

Zu jener Zeit entstand zwischen mir und Thora eine innigere Freundschaft als früher. Sie theilte meine Empfindungen, und weil sie diese verstand, hielt ich etwas von ihr.

In der Woche vor Beginn der Ferien kam mein Vater nach S. Tante Emilie hatte die Bestimmung getroffen, daß Lotte das kleine Haus mit Möbeln und Hausgeräth als Lohn für ihre lange Dienstzeit und Treue erben solle; Silber, Kleider und Schmucksachen sollten unter den Bruderkindern vertheilt werden. Kapitalien hinterließ sie nicht, da sie von einer Pension nach dem Tode ihres Mannes, des Controleurs Grill, lebte.

Thora erhielt als Andenken eine goldene Kette, ich hatte ihre goldene Uhr erhalten.

Nach dem Examen sollte ich mit Vater, der dann auch sein Erbtheil erhalten haben würde, nach Hause reisen.

Am Tage vor der Abfahrt hatte Thora und ich einen neuen Kummer.

Mein Vater theilte uns nämlich mit, daß der Kronvogt Löfving Thora an Kindesstatt angenommen hätte. Man mußte es als ein großes Glück betrachten, daß der reiche Löfving sie als Tochter annahm.

Thora und ich erkannten dieses noch nicht, wir empfanden nur den Schmerz der Trennung.

Aeltere Personen lachen gewöhnlich über die Gefühle der jüngeren, und wollen die Möglichkeit nicht

gelten lassen, daß man im vierzehnten oder fünfzehnten Jahre schon tiefere Gefühle hegen könne.

Sie haben die Zeit ihrer eigenen Jugend vergessen. Der Schnee der Jahre hat die innere Wärme gekühlt, und so betrachten sie die heftigen Empfindungen der Jugend als kindische Uebertreibung. Sie lachen darüber eben so herzlich, wie über das Vergnügen, das sie früher an einem Schaukelpferde gehabt hatten.

Sie haben Unrecht.

Die Gefühle der Jugend sind so rein und unverfälscht, daß wir als reife Männer nicht versichern können, später Empfindungen erlebt zu haben, welche mit denen in der Jugend vergleichbar wären.

Der Schmerz geht in den jüngeren Jahren vorüber, heißt es.

Allerdings, allein ist dem nicht so in jedem Alter? Vergißt man in der Jugend schneller als später, so unterliegen nur die Gefühle denselben Gesetzen, wie die Körper.

Die Verletzungen des Körpers heilen sich in der Jugend schneller als im Alter, weil die Verwandlung im Organismus rasch und thätiger eintritt. Daran knüpft sich die Frage:

Ist der Schmerz in dem Moment, da wir ihn

fühlen, deshalb, weil er rascher geheilt wird, schwächer? Wir müssen dieses verneinen.

Wechseln die Empfindungen rascher in unserer Jugend, so beweist dieses nichts für den Mangel an Tiefe und Lebhaftigkeit, sobald sie uns beherrschen.

Blicken wir auf unser vergangenes Leben unparteiisch zurück, so müssen wir zugestehen, daß wir als Jünglinge mit einer Kraft, die wir später nicht mehr besaßen, geliebt, gehaßt und gelitten haben.

Allein diese Betrachtungen führen mich von meiner Aufgabe ab, und ich kehre zu der Trauer zurück, welche Thora's Abschied veranlaßte.

Ich hatte früher nie so erkannt, wie viel ich an ihr hätte; am letzten Abende waren wir zusammen, und da empfand ich es erst, wie ich meiner kleinen Cousine gut war.

Im funfzehnten Jahre weiß man nichts von Geheimnissen. Ich sagte ihr ganz offen, daß ich es jetzt erst wisse, wie sehr sie nach Tante Emilie's Tode die einzige sei, von der ich am meisten hielte. Wir bauten Luftschlösser; in sechs Jahren war ich mündig, und dann könnten wir uns verheirathen.

Man mag über solche kindliche Träume lachen, allein als wir sie träumten, waren wir von deren

Verwirklichung überzeugt. Ich sprach kein Wort, das nicht von meiner innersten Ueberzeugung ausgegangen wäre; es war ein wahrhafter, ungekünstelter Ausdruck meiner vollen Ueberzeugung. Wir versprachen uns zu schreiben, und so nahmen wir von einander Abschied.

Die Reise nach Hause war sehr traurig. Ich weinte nicht, als Thora in ihrem Wagen zu Löfving fuhr und zwar in entgegengesetzter Richtung, als wohin der Weg mit meinem Vater führte; allein die Luft erschien mir neblig, und ich erwartete keine Freude mehr auf dieser Welt.

S i e, die ich mit der Anhänglichkeit eines leidenschaftlichen Knaben geliebt hatte, war todt, Thora, meine liebe, kleine Thora, sollte ich viele Jahre nicht wiedersehen.

Was mein Vater sprach, indeß er von Zeit zu Zeit das Pferdchen sanft mit der Peitsche berührte, regte mich Alles auf. Unglücklicherweise war mein sonst sehr schweigsamer Vater dieses Mal sehr gesprächig, allein von Sympathie meinerseits konnte nicht die Rede sein. So oft er den Mund öffnete, hatte ich einen Widerspruch bereit.

Dieses führte zu dem Resultat, daß mein Vater mich einige Male anschielte und „hm, hm“ sagte, zum

Zeichen, daß er sich darüber wunderte, in mir immer andere Ansichten, als die seinigen zu finden.

Als wir eine Stunde gefahren, war ich über die langsame Beförderung unzufrieden und bat, mir die Zügel zu überlassen, was mein Vater anfänglich nicht einwilligen wollte, allein endlich gab er es doch zu, weil er nach dem von Lotte gereichten Frühstücke etwas träg geworden. Er gab mir Zügel und Peitsche mit der Warnung, das Pferd nicht anzustrengen, falls er einschlummern sollte, was jedoch schwerlich eintreten würde, da er dieses, wenn er im Fahren wäre, nicht zu thun pflege.

Ich wußte das Gegentheil, und es trat bald genug ein; mein Vater hatte kaum die letzten Worte ausgesprochen, als er durch mehrfaches Nicken zu erkennen gab, daß er einschlummern wolle. Jetzt mußte das Pferd den Schmerz, den ich in mir trug, mitempfinden, und da dieser nicht klein war, so waren es auch die Peitschenhiebe nicht.

Nun ging es in starkem Trabe voran, so daß mein Vater aufgeweckt wäre, wenn er das Hin- und Herwerfen empfunden hätte; allein das hatte ich nicht zu befürchten. War er einmal eingeschlafen, so wurde er nicht so leicht wach, er schlief und pustete, obschon der

Kopf bald nach der einen, bald nach der anderen Seite fiel, wenn der Wagen an den Steinen gestoßen wurde.

Gegen Abend fuhren wir in den Pastoralhof. Das Pferd war sehr erhitzt, mein Vater noch schlaftrunken.

Sten kam uns von der Gartenseite entgegen. Ohne Vater und mich zu begrüßen, sagte er:

„Wie kann man das Pferd so lenken? Es ist ja ganz voll Schaum. Hat Georg es so behandelt?"

„Ja, ich habe wirklich gefahren," antwortete ich und erwiederte den unfreundlichen Blick ebenso, indeß ich aus dem Wagen sprang.

„Es ist zum Henker, daß der Junge so fahren darf," sagte Sten zum Vater, der ängstlich aussah. „Habe ich nicht Papa gesagt, daß Georg nicht fahren solle. Er verdirbt die Pferde, sobald er sie in der Hand hat, und doch hat der Lümmel immer seinen Willen. Wir werden am Ende noch ganz ruinirt."

Ich hörte jedes Wort. Mein Blut kochte wie Feuer; ich empfand eine unwiderstehliche Begierde, auf handgreifliche Weise meinen Gefühlen Luft zu machen, beherrschte mich jedoch, als ich Vaters betrübtes Gesicht sah und mich an die Worte über die Kindes-

pflicht erinnerte, die so oft von Tante Emilie gesprochen worden waren.

„Deinen Willkommengruß sollst Du ein andermal wieder haben," sagte ich zu Sten und trat in den Saal, um meine Mutter zu begrüßen, die mich mit mehr Freundlichkeit empfing, als sie in der letzten Zeit zu bezeugen gewohnt gewesen.

Sie meinte ich sei größer gewachsen. Als sie dieses sagte, streichelte sie mir die Wange, als ob ihr dieses Vergnügen machte. Sobald Sten eintrat, änderte sie ihre Miene und wurde kälter.

Einige Tage vergingen ohne Wortwechsel zwischen Sten und mir. Ich hatte den Willkommen noch im Gedächtnisse behalten, und sobald er mir Befehle ertheilen wollte, sollte er diesen zurückerhalten.

Am vierten Tage trat ich in den Saal, um zu frühstücken, da kam Sten und sagte:

„Ich habe mir gedacht, daß wir unsere Uhren tauschen könnten; ein Laffe wie Du hat keine goldene Uhr nöthig, er kann sich mit einer silbernen begnügen. Es war albern von Tante Emilie, für Dich, ihren Goldjungen, nichts mehr zu thun, als ihm eine Uhr zu schenken. Sie ist offenbar bis zu ihrem Tode das egoistische Weib geblieben, das sie immer gewesen.

Für ihr Mädchen gab sie Alles, ihrer eigenen Familie that sie niemals einen Dienst. Sie ist immer ein närrisches Weib gewesen. Her mit der Uhr!"

Er streckte die Hand aus, um sie mir aus der Westentasche zu nehmen, da ich seinen Befehl nicht zu beachten schien. Ich schlug die hingestreckte Hand ab und erklärte, die Uhr solle ihm niemals gehören. Hierauf gab er mir eine heftige Ohrfeige, worauf wir uns anfielen.

Ich weiß nicht, wie der Kampf geschlossen hätte. Ich war stark, so daß Sten dieses Mal nicht leicht Sieger werden konnte; allein wir wurden gestört, denn die Thür wurde geöffnet, und es trat Jemand ein.

„Guten Morgen," sagte der Fremde, ein junger Geistlicher.

Wir waren etwas erschrocken, bei einer so freundschaftlichen Unterhaltung ertappt zu werden, und begrüßten den Magister Dahl, Adjunkten der Probstei.

Sten, ein junger Mann von 25 Jahren, der bei dem Propste gern gut stehen wollte, da er der einzigen Tochter desselben den Hof machte, sagte etwas über Ringen und körperliche Uebungen, worauf er auch den Magister begrüßte. Dieser hatte meinem Vater etwas

mitzutheilen; aber er mußte warten, da mein Vater nicht zu Hause war.

Sten entfernte sich, um mit dem Großknecht zu sprechen, und ich blieb allein mit Magister Dahl. Wir gingen in den Garten, und unterdessen machte Mutter ein Frühstück für den unerwarteten Gast zurecht. Als wir dort promenirten, kam Dahl auf den Religionsunterricht in den Schulen, den er unvollkommen fand, und schrieb den Mangel an religiöser Wärme dem zu, daß das heranwachsende Geschlecht so lückenhaften Unterricht genossen hätte. Die Worte des jungen Geistlichen machten Eindruck auf meine Phantasie. Der Kummer, der mein junges Gemüth betroffen, das lebhafte Zorngefühl, das ich eben empfunden, Alles trug dazu bei, mich für seine Rede empfänglich zu machen und für seine Grundsätze Interesse bei mir zu erwecken.

Dahl blieb über Tisch im Garten, und als er fortfuhr, lud er mich freundlich ein, ihn auf der Probstei zu besuchen.

Abends schrieb ich den ersten Brief an Thora.

Am andern Tage besuchte ich Dahl; es war eine ziemliche Strecke, allein ein 15jähriger Jüngling macht sich nichts daraus. Ich brachte den ganzen Tag bei

Dahl zu. Er sprach nur über religiöse Angelegenheiten und zwar in so einfacher, warmer, herzergreifender Weise, daß er sich mein ganzes Interesse erwarb.

Er sprach die Ueberzeugung aus, es sei für den Menschen von großer Bedeutung, schon in der Jugend die bösen Gedanken zu zügeln und ein höheres, edleres Ziel zu erstreben, als die Begierden zügellos zu befriedigen.

Er berührte das nicht freundschaftliche Verhältniß unter uns Brüdern gar nicht, und doch sprach er davon, daß Bitterkeit und Feindseligkeit gegen seinen Nächsten uns selbst verdirbt.

Als ich Abends nach Hause ging, waren meine Gedanken von seinen Worten und der Erinnerung an Tante Emilie erfüllt.

Auch sie hatte von christlicher Versöhnlichkeit gesprochen, auch sie mir die Liebe zu Gott gepredigt, obschon sie milder sprach und ihre Lebensansichten nicht so streng waren, als Dahl's. Tante Emilie hatte das Leben geliebt, ihr Dasein genossen und dem höchsten Geber für alles Gute, in dessen Besitz sie gelangt war, Dank gewußt. Sie sah es als ein Unrecht an, alle reinen und unschuldigen Freuden, die der Schöpfer uns in so reichem Maße gegeben, nicht zu genießen.

Dahl dagegen betrachtete unser Dasein als eine lange Prüfung und konnte sich nicht dazu verstehen, daß wir die kurze Frist unsres Lebens zu etwas anderem anwenden sollten, als zur strengen Erforschung unserer Handlungen und zur Züchtigung des Fleisches durch eifrige Andachtsübungen. Tanz, Schauspiel, Genuß starker Getränke, weltliche Vergnügungen waren in seinen Augen schwere Verbrechen gegen Gott und die rechte Art, in die Herrschaft des Bösen zu fallen.

Seine Strenge lag nicht in den Worten, nicht in scheinheiliger Gaukelei mit der geistlichen Lehre, nicht in fanatischer Verurtheilung aller anders Denkenden, sondern in genauer Beachtung seiner Selbst, so daß Worte und Predigten nicht mit einander in Widerspruch gerathen sollten.

Sprach er mit den Kindern dieser Welt, um deren Gedanken zu Gott zu lenken, so geschah es nicht in Strafreden, drohenden Aeußerungen, sondern in einer Beanspruchung ihrer Empfindungen und in inniger Bemühung, sie davon zu überzeugen, daß ihr eigner Friede es erheische, den von ihnen eingeschlagenen Weg zu verlassen. Er verurtheilte nicht, er bedauerte, er drohte nicht, er bat, und belebte That und Glauben, so daß man sie nicht trennen konnte.

Sein Einfluß auf mich war groß und der Umgang mit ihm gab meinem Gemüthe eine entschiedene, ernste Richtung, so daß ich bald einer seiner eifrigsten Schüler und Nachfolger der von ihm gepredigten Lehre war. Der Streit zwischen Sten und mir nahm nun einen andern Charakter an. Ich suchte ihn zu vermeiden und die Achtung vor meinen höheren, moralischen Bestrebungen schien mir darin zu liegen, daß ich mich zur Sünde der Heftigkeit nicht verleiten ließe.

Ich will diese Zeit nicht länger besprechen, nur noch rasch einen Umstand berühren, der die Folge hatte, daß ich mir eine eigene Bahn brach.

Die Ferien waren nur zwei Wochen lang, und ich mußte das Elternhaus verlassen.

Eines Abends im August ging ich im Dunkel nach Hause. Sten saß auf der Flur und rauchte.

„Woher kommst Du?“ frug er.

„Von der Propstei,“ antwortete ich und wollte an ihm vorübergehen.

„Man muß so nachlässig wie Vater sein, um Dich nach den Bibelerklärungen des heuchlerischen Dahl laufen zu lassen. Es ist wirklich hohe Zeit, daß Du fortkommst.“ Sten blies mit der Cigarre.

„Ja darin kannst Du recht haben,“ bemerkte ich,

da ich trotz aller meiner guten Vorsätze immer durch seine Worte gereizt wurde, „Du aber müßtest es noch eher thun, denn Du bist zehn Jahre älter. In Deinen Jahren würde ich meinen Aeltern nicht zur Last liegen."

Nachdem ich diese schneidende Wahrheit gesagt, wollte ich die Treppe hinaufgehen, allein Sten hielt mich fest und sagte:

„Was Du vom elenden Dahl gelernt, ist gewiß nichts Gutes, und thäte ich recht, so würde ich Dich durchprügeln, nicht allein, weil Du naseweise und unverschämt gegen Deinen Bruder bist, sondern auch weil Du, ein kleiner Junge, Liebesbriefe mit Thora wechselst. Meinst Du, daß sich das schickt? Soll ich den Brief zeigen, (er nahm einen aus der Tasche) daß Vater und Mutter wissen, wie gründlich verdorben Du bist? Ja, Du bist ein schönes Juwel, und es wird noch leidlich, wenn Du nur ein Colporteur von Dahl und nichts schlimmeres wirst."

Ich riß mich von ihm los und sagte mit gedämpfter Stimme:

„Hast Du meinen Brief geöffnet?"

„Dazu habe ich, meiner Treu, volles Recht. Du, ein unmündiger Junge, darfst nicht wie ein selbstän-

diger Mensch reden, und Du wirst die Lust an Liebesbriefen verlieren, wenn Deine Kameraden Dich auslachen. Von dieser Krankheit heile ich Dich und nicht minder von der Frömmelei."

Mein heftiges Temperament gewann die Oberhand und es geschah nicht durch Händekraft, sondern durch Worte. Ich klagte Sten an, er sei ein Müßiggänger, ein träger Mensch, so sündhaft, daß Gott ihm niemals verzeihen werde. Ich sagte, ich wolle mich durch die Berührung mit einem solchen Menschen nicht beschmutzen und die Verwandtschaft mit ihm gereiche mir zur Schande.

Sten stand unruhig, als ob er erstarrte und ließ mich reden. Die Adern schwollen ihm auf dem Gesicht und die Augen flammten. Sein ganzes Aussehen bezeugte, daß er mit festem Willen sich zurückhielt, das, was meine Lippen verbrochen, meinem Rücken entgelten zu lassen. Erst wollte er mich ausreden lassen, ehe er mir zeigte, was mir gebühre.

Als ich halb besinnungslos ein Wort nach dem andern gegen ihn fallen ließ, unterbrach mich eine Stimme, welche sagte:

„So lernst Du das Christenthum vom Magister Dahl, daß Du Deinem älteren Bruder Vorwürfe

machst? Georg, Georg, Dein Haß gegen Sten ist ein Nagel zu meinem Sarge. Ich bin eine sehr beklagenswerthe Mutter."

Ich drehte mich um. Hinter mir stand meine Mutter. Der Ausdruck ihres Gesichts war ein tiefbetrübter. Ich empfand es tief im Herzen. Meine Mutter trat in die Flur und sagte, indeß sie sich auf eine Bank hinsetzte:

„Wenn Dein unvernünftiges Betragen gegen Deinen Bruder mich quälte, als Du ein alberner Junge warst, wie viel mehr muß es mich jetzt schmerzeu, daß Du nicht verständig genug bist, den Frieden im Hause nicht zu stören? Niemals wird ein braver Mensch aus dem, welcher im Streite mit den Geschwistern liegt. Beten und Bibellesen führt zu nichts, wenn man, wie es sich bei Dir zeigt, unverständige Anlagen besitzt. Ich kann diese ewigen Streitigkeiten nicht mehr aushalten, und bedaure, daß der jüngere Bruder immer den älteren herabzuwürdigen sucht. Kaum trittst Du in Deiner Aeltern Haus, so bricht der Streit aus, und man kann nicht verlangen, daß der Bruder sich Deine ungebührlichen Angriffe gefallen lassen solle. Deine herzlose Aufführung macht Dich

zu einer Last für Deine Aeltern, Dein Besuch bereitet ihnen Qual."

Ich meinte, Thränen benetzten die Wangen unsrer Mutter, doch war ich deß nicht sicher und wie dem auch sein mochte, ihre Worte bewegten so sehr mein Gemüth, daß ich ohne Antwort davoneilte. In meinem Zimmer sperrte ich mich ein und überließ mich dem Eindruck, welcher mich beherrschte.

Als die nächste Morgensonne ihre Strahlen in mein Fenster geworfen, hatte ich beschlossen, wenn ich in einigen Wochen das Haus verließe, es während der Ferien nicht wieder zu betreten, so lange Sten sich daselbst aufhalten würde.

Die kurze Zeit, die ich noch im Hause blieb, ging ich meistentheils aus. Wenn Sten mich angriff, beobachtete ich Stillschweigen. Ich that es, obschon er sich bei jeder Gelegenheit auf meine Unkosten lustig machte und lange Stücke aus Thoras Brief anführte.

Meiner Mutter Worte und Dahls Einfluß bewirkten, daß ich meinen Zorn beherrschte und treu meinen Vorsatz bewahrte, keinen Streit zu veranlassen.

Endlich kam der Tag der Abreise nach S. Als ich von meiner Mutter Abschied nahm, waren wir allein in der Küche.

„Lieber Georg, mache mir keinen Kummer in S. und wenn Du wieder nach Hause kommst, gieb mir mehr Grund zur Zufriedenheit, als es dieses Mal geschehen ist," sagte sie und umarmte mich.

„Ich will Mama keinen Kummer verursachen," war meine Antwort, und wir schieden von einander.

6.

Drei Jahre vergingen seit diesem Abschied von ihr, die mir das Leben gegeben hatte, und ich sah sie in der ganzen Zeit nicht wieder.

Sie kam nie nach S., Vater oder Bruder thaten es zuweilen, wenn es grade nöthig war.

Schon im Herbste hatte ich mir bei meiner Rückkehr nach S. einige Schüler verschafft und so einen kleinen Erwerb errungen. Als die Juliferien einfielen, war es mir geglückt, bei einem dieser Eleven Informator zu werden.

Ich war noch nicht volle sechszehn Jahre alt.

Der Zufall fügte es, daß die Familie, wo ich

Lehrer wurde, in nächster Nähe zu Thora's Pflegeältern wohnte.

Wir sahen uns nach einer Trennung von sechs Monaten wieder.

Die Liebe unsrer Kinderherzen gewann durch dieses Zusammentreffen bedeutende Verstärkung.

Thora war größer geworden, und obschon ich es mit meinen strengen religiösen Begriffen nicht gern einräumen wollte, daß ihr vortheilhaftes Aussehen einen Eindruck auf mich mache, so fand ich sie doch sehr lieblich. Auch schien es mir Aufgabe meiner Liebe, sie vom Wege der Thorheit, Eitelkeit und Leichtfertigkeit zu entfernen, auf dem sie nun zu wandeln schien, und trat entschieden gegen ihr Tanzen, gegen ihre Theilnahme am Gesellschaftstheater u. s. w. auf.

Die Eltern meines Zöglings theilten Dahls religiöse Ansicht, und ich galt deshalb viel bei ihnen. Meine Gottesfurcht, meine vom Vergnügen abgeschiedene Lebensweise gefiel ihnen. Ich wurde als ein seltener Jüngling mit warmer und wahrer Gottesliebe gerühmt.

Mein Einfluß auf Thora war wirklich so groß, daß es mir glückte, sie vom Tanzen abzuhalten; ob-

schon es ein großes Opfer für sie war, brachte sie es doch, um mir ein Vergnügen zu erweisen.

Es schmeichelte meiner sechszehnjährigen Selbstliebe gar sehr, daß Thora, die man als schön pries, und der die Artigkeiten der jungen Welt galten, meinem Willen sich ganz unterthänig fügte, und daß sie sich lieber von ihren Pflegeältern wegen ihrer Laune nicht zu tanzen, schelten ließ, als daß sie das thäte, was mir nicht zu Gefallen wäre.

Ende Januar mußten wir uns wieder trennen und mein Gefühl für Thora schien mir da so stark, daß es in alle Zeit und Ewigkeit fortleben müsse. Ich konnte nicht ahnen, daß es jemals aufhören würde, das allbeherrschende meines Gemüths zu sein.

Die Correspondenz wurde lebhafter als vordem, und als ich nach meinem ersten Abendmahlsgenuß wieder in ihre Nähe kam, gelobten wir uns auf das Herzlichste, daß unsre Liebe stark wie das Leben, unsere Treue unvergänglich wie der Tod sein würden.

Diese letzte Zusammenkunft war der Höhenpunkt unsrer Liebe. Sie war nie wieder, was sie damals gewesen.

Ich wurde allmälich Gymnasiast, nachdem ich die Schule mit Glanz durchgemacht hatte und erhielt

durch die Bemühung eines meiner Lehrer eine ganz anständige Stelle zur Erziehung eines neunjährigen Knaben, der die Schule besuchen sollte.

Meinen Aeltern schrieb ich, sie brauchten mir weiter keine Unterstützung zu geben, ich würde für mich allein sorgen.

Nach meinem Eintritt in das Gymnasium wandelten sich meine strengen Religionsbegriffe in größere Toleranz um.

Die Gefangenschaft, in welcher ich die Gedanken hielt, wurde zu eng.

Mein von Natur lebhaftes Temperament und mein Forschungstrieb konnte nicht auf längere Zeit von blindem Glauben gefesselt werden. Die Entsagung der Genüsse dieses Triebes wurde schwieriger, je mehr ich mich entwickelte, und die Strenge gegen mich selbst und andere milderte sich deshalb bedeutend.

Die Familie, bei der ich mich während der Ferien aufhielt, bestand aus frohen, lebenslustigen Mitgliedern, die es mißbilligten, wenn man die erlaubten Freuden des Lebens nicht genießen wollte. Ich fing wieder an zu tanzen, zu scherzen und an jedem unschuldigen Zeitvertreib theilzunehmen, was ich in den letzten zwei Jahren als sündhaft und unerlaubt betrachtet hatte.

Nachdem ich ein Jahr lang Gymnasiast gewesen, nahm das Vergnügen des Briefwechsels zwischen mir und Thora ab.

Meine Briefe wurden kürzer, die ihrigen dagegen verlängerten sich.

Thora war ein ausgewachsenes Mädchen, doch lag noch etwas so durch und durch Kindliches in allen ihren Briefen, daß ich diese oft nicht durchzulesen im Stande war.

Mein Interesse an der Kindheitsfreundin nahm ab, die Erinnerung an Tante Emilie stieg dagegen, je mehr mein Verstand sich entwickelte.

Ich verglich sie mit den Frauen und jungen Mädchen, mit denen ich in einige Berührung kam, und fand sie bei solchem Vergleiche einfältig und trivial.

Bis zu meinem achtzehnten Jahre behielt ich diese Lehrerstelle.

Gegen Schluß des Frühlings erhielt ich einen Brief von meiner Mutter, der wie alle ihre Episteln kurz war, allein einen mehr als gewöhnlich beachtungswerthen Inhalt hatte.

Er lautete ungefähr so:

„Lieber Sohn! Dein Bruder Sten hat in diesen Tagen die Verwaltung eines größeren Landbesitzes in

Wermeland übernommen und das Haus verlassen; dieser Umstand, sowie die in der letzten Zeit wankende Gesundheit Deines Vaters machen es wünschenswerth, daß Du uns in der Ferienzeit besuchen mögest. Die älteste Tochter meiner Schwester, Deine Cousine Caroline, ist augenblicklich hier. Sie bleibt hier während des Sommers. Ich schicke zur gewohnten Zeit Wagen und Pferde, um Dich abzuholen. Dein Vater grüßt durch Deine treue Mutter."

Es konnte mir nicht einfallen, diese Einladung meiner Mutter, die seit drei Jahren den Wunsch einer Zusammenkunft mit ihrem jüngsten Sohne nicht geäußert hatte, abzulehnen. Meine Stelle vertrat einstweilen ein Kamerad, und ich beschloß, den Sommer im kleinen Pastoratshause zuzubringen.

Am bestimmten Tage erschien Anders mit der wohlbekannten Chaise in Lottens Hause, wo ich beständig wohnte. Nachdem die gute Frau mich mit einem tüchtigen Frühstück versorgt hatte, fuhr ich den bekannten Weg.

Es war ein freudiges Gefühl für mich, wenn ich überhaupt daran dachte, meine alten Eltern wiederzusehen. Drei Jahre lagen zwischen dem letzten Besuche

und diesem. Wie viel hatte sich nicht seitdem verändert!

Ich war ein langer, kräftiger Jüngling, in Körper und Seele ganz ausgebildet, mit festem Willen, frühreifem Verstande, lebhaften, starken Gefühlen und voll Bewußtsein meiner inneren Kräfte. Ich kam mir wie ein Mann vor, der die Thorheiten der Jugendjahre überlebt hätte. Ich war schon verliebt gewesen und hatte schon aufgehört es zu sein, so daß ich mich berechtigt sah, die Frauen mit einer gewissen Ueberlegenheit zu betrachten.

Ich übersah dabei nur den Umstand, daß ich trotz meiner geringen Beschäftigung mit dem schönen Geschlechte immer mit ihm zusammen gewesen und mich in dieser Gesellschaft am wohlsten befunden hatte. Diese Vorliebe entstand durch meinen Aufenthalt bei Tante Emilie und den unwiderstehlichen Reiz, den ihr Umgang mit mir hatte, was ich nimmer vergessen konnte und immer wieder suchte.

Spät Abends fuhren wir in den wohlbekannten Hof ein.

Die Vögel sangen ihr Abendlied und die zarten Kastanienblätter nickten dem heimkehrenden Sohne ein freundliches Willkommen zu. Der Wagen hielt vor

der Flurtreppe, meines Vaters großer Hofhund sprang aus seinem Stalle, um durch gewaltiges Gebell die Ankunft eines Fremden zu verkünden.

Als ich aus dem Wagen sprang, öffnete sich die Saalthür. In einem Sprunge war ich die Stufen hinan, um die zu umarmen, die mir entgegeneilte. Es konnte ja nur meine Mutter sein, allein als ich die Arme öffnete, fiel ich einige Schritte zurück. Es war nicht meine Mutter, sondern ein höchst einnehmendes Frauenzimmer, die mir wie eine Erscheinung aus einer bessern Welt vorkam.

Ich litt sonst eben nicht an Schüchternheit; ich war aber durch dieses unvermuthete Zusammentreffen so außer Fassung gebracht, daß ich kein Wort sprechen konnte und das schöne Fräulein anstarrte. Einen Augenblick betrachtete sie mich, worauf sie herzlich zu lachen anfing.

„Cousin Georg, wie ich denke,“ sagte sie und reichte mir die Hand. „Du siehst aus, als ob mein Anblick Dich erschreckt hätte. Ich bin doch wohl keine solche Meduse?“

Man konnte nicht schöner sein, als sie; allein trotzdem hatte sie eine herausfordernde Miene, als ob sie mich wie einen Schuljungen betrachte, der aus Ver-

legenheit eines Zusammenstoßes mit einer Dame den Verstand verliere. Dieses verletzte meine Manneswürde und ich nahm gleich wieder meine gewohnte, ungezwungene Manier an. Ich ergriff die dargebotene Hand, küßte sie recht kräftig und sagte:

„Ich war gar nicht darauf vorbereitet, eine solche Schönheit zu finden und bin deshalb in Verwirrung gerathen.“

Caroline lachte ironisch.

„Man denke! Die Herren Gymnasiasten in S. verstehen sich auf Artigkeiten. Studiren wir auf dem Gymnasium auch die Regeln für guten Gesellschaftston?“

Das Blut glühte mir auf der Wange, so sehr ärgerte mich der spöttische Ton. Sie behandelte mich wie einen Schulknaben, obschon ich drei Fuß hoch war und einen sehr hübschen Schnurbart besaß.

Dieses forderte Rache, und ich gelobte mir selbst, sie zu nehmen, wenn ich auch augenblicklich ihren Angriff unbeachtet lassen mußte, da meine Mutter eingetreten war. Sie begrüßte mich mit einer an ihr ungewohnten Herzlichkeit.

Drei Jahre hatten bei meiner Mutter, seitdem ich sie zuletzt gesehen hatte, große Veränderungen veran-

laßt. Ihr Haar war ergraut, ihre Wangen blaß, das Kinn eingefallen und ihr ganzes Aeußere fast um zehn Jahre gealtert. Es that mir in der Seele leid, daß dem so war und ich erkannte bald, daß die Zeit meiner Abwesenheit reich an Sorgen gewesen war. Ich war fest davon überzeugt, daß Sten die Hauptschuld daran trug, denn ich hatte schon in S. Manches über ihn gehört, das mich vermuthen lassen mußte, er habe die Liebe meiner Mutter nicht nach Gebühr vergolten.

Vater war schon zu Bette gegangen, so daß ich ihn nicht mehr begrüßen konnte.

Nachdem ich das von meiner Mutter besorgte Abendbrod eingenommen, bot ich ihr und Caroline gute Nacht.

Meine Mutter hatte während meines Soupers fast allein das Wort geführt, indem sie mir von Vaters Krankheit, von der Mißernte in den letzten beiden Jahren und von allen Bekümmernissen, die ihr zu Theil geworden, erzählte. Sie sagte ferner, hoffentlich werde Sten, der eine ansehnliche Stelle erhalten, von nun an ihnen helfen können.

Caroline hatte unterdessen still am Fenster gesessen. Zuweilen warf sie einen Blick auf mich, der mit acht-

zehnjährigem Appetit den Speisen gehörige Anerkennung zukommen ließ. Als Mutter fertig war, wollten wir uns für den Abend trennen.

„Du hast Dich sehr verändert, lieber Georg, Du hast Dich äußerlich sehr gehoben," sagte meine Mutter. „Ich hätte nie gedacht, daß Du so stattlich aussehen könntest."

„Und hätte sich Tante auch nicht gedacht, daß er solchen Appetit haben würde. Man sieht es dem Georg am Hunger an, daß er sich noch in den Schuljahren befindet. Gute Nacht, Vetter, schlafe so gut, als Du frisch gegessen hast!"

Sie verbeugte sich und eilte aus dem Zimmer, so daß ich meinen Verdruß, so gut ich konnte, überwinden mußte.

„Caroline ist ein sehr dreistes, aber doch ganz kluges Mädchen," sagte meine Mutter. „Gute Nacht, Junge," fügte sie hinzu, „Stens Zimmer ist für Dich in Ordnung gebracht."

Sie berührte meine Stirn mit ihren Lippen, und es war gewiß das erste Mal, daß ich so etwas von meiner Mutter erlebte.

In Sten's Zimmer beschäftigte ich mich nur mit Caroline. Ihr Benehmen verdroß mich, ihr Aeußeres

hatte mich entzückt, und gerade deshalb konnte ich es nicht vertragen, wie ein Knabe von ihr behandelt zu werden. Die Sehnsucht, das hübsche Mädchen zu besiegen und einen Eindruck auf sie hervorzubringen, stand schon nach unserem kurzen Zusammensein deutlich vor meinen Ideen. Thora war gänzlich verschwunden.

Früh am andern Morgen war ich im Garten, überzeugt, daß Caroline noch schlafe, allein in der Nähe des Sommerhauses, wo ich und Thora so oft als Kinder gespielt hatten, hörte ich eine helle Stimme singen:

„Ich gelobt's und werd' es halten,
Niemals lieb' ich mehr als drei.“

Ich blieb still stehen, um mit musikalischer Ueberlegenheit zu beurtheilen, ob sie rein sänge.

Nebenbei muß ich bemerken, daß ich auf dem Gymnasium einer der ersten Sänger war und eine recht gute Tenorstimme besaß.

Wieder konnte ich nicht finden, daß die schöne Stimme nur einmal falsch singe, was mir sehr leid that, da ich in der Sängerin nur Caroline erwarten konnte. Wie gern hätte ich sie auf einem falschen Tone betroffen!

„Guten Morgen, schöne Cousine!“ rief ich und ging auf sie zu, „Du singst wohl Dein Sündenbekenntniß ab. Es ist sehr brav von Dir.“

„Ach, das Kind ist schon auf!“ antwortete Caroline. „Du steigst in meiner Achtung, weil Du das Bett so früh verlassen konntest. Schuljungen pflegen im Elternhause sich auszuschlafen und sich schadlos zu halten, wenn sie während der Arbeitszeit früh haben aufstehen müssen.“

„Ja Schulknaben, aber nicht Gymnasiasten,“ unterbrach ich sie und setzte mich auf die Bank neben Caroline.“

„Schule ist Schule. Heißt sie Gymnasium, so ist es doch dasselbe; es ist eine Unterrichts-Anstalt für Knaben, und was ist denn das für eine Manier, daß Du Dich neben mich setzest? Sei so gut und rücke weiter ab. Du bist zu groß, um noch auf dem Schooße zu sitzen.“

„Das thu' ich gewiß nicht,“ antwortete ich, „und Du mußt wohl zugeben, daß ich neben Dir bleibe, obschon ich nach Deiner Ansicht ein Schuljunge bin.“

„Wärst Du Student, so könnte das gar nicht gelten, daß Du so dichtan sitzest, das versich're ich Dir, aber da Du noch ein Schulknabe bist, so sei es Dir

gestattet. Schiebe Dich aber ein klein wenig, denn ich kann ja den Arm nicht bewegen," sagte sie und zog die Nähnadel mit einer solchen Bewegung in die Länge, als ob sie mir in die Nase stechen wollte.

„So? ich bin nur ein Kind? Wie alt bin ich denn wohl?" frug ich, und strich mir den Schnurbart, der nicht so groß war, daß ich damit hätte prahlen können, allein doch ausreichte, um den Beweis zu liefern, daß ich die Knabenschuhe ausgetreten hatte.

„Du bist sechszehn oder siebenzehn Jahre alt. Ein Knabe dieses Alters gleicht einem Mädchen von eilf bis zwölf Jahren."

„Das heißt, daß Mädchen früh altern. Nach dieser Berechnung wärst Du so klug und verständig wie ein Mann von dreißig Jahren. Einige zwanzig bist Du gewiß alt."

„Einige zwanzig?" brach Caroline aus und warf Nadel und Faden hin. „Meinst Du wirklich, ich sähe schon nach diesem Alter aus?"

„Sollte ich nach Deinem Aeußern rathen, so ..." Ich hörte auf. Caroline schien mit einer gewissen Ungeduld zu warten, daß ich weiter sprechen solle, was ich indessen nicht gleich that.

„Nun, für wie alt hältst Du mich also?“ frug sie nach einem Weilchen.

„Ich weiß nicht, ob ich es sagen darf.“

„Sprich ungenirt. Ich lege doch keinen Werth auf Deine Meinungen.“

„Das ist wahr, wir sind in so verschiedenem Alter, daß Du es nicht gut thun kannst, Du könntest ja beinahe meine Mutter sein.“

„Jedenfalls müßte das rasch hingegangen sein, denn so sehr viel älter bin ich schwerlich.“

„Mindestens sieben bis acht Jahre, Du bist volle fünfundzwanzig Jahre alt.“

„Fünfundzwanzig Jahre, behauptest Du wirklich, daß ....“

„... Du nach solchen Wintern auf dem Rücken aussiehst? Ich thue das. Tante Charlottens älteste Tochter kann auch nicht jünger sein.“

„Allein entschuldige, ich bin ja die jüngste.“

„Sollte meine älteste Cousine wirklich schon an die Dreißig gelangt sein?“

„Hör' einmal, Georg, sei nicht naseweis.“

„Was meinst Du?“

„Daß Du unmöglich so denken kannst. Du sagst es nur, um mich zu reizen.“

„Ich verstehe Dich nicht," sagte ich mit dem unschuldigsten Tone der Welt.

„Du meinst es nicht, daß ich fünfundzwanzig Jahre alt sein könne, es wäre ja albern, ein so antikes Aussehen zu haben."

„Aber liebe Caroline, Du kannst Dich beruhigen, so lange kein Anderer meine Meinung theilt; in Deinem Alter kümmert man sich nicht um die Aeußerungen eines Knaben."

Caroline schwieg einen Augenblick, setzte sich wieder und fuhr fort:

„Darin hast Du wohl Recht, doch möchte ich bei alledem wissen, ob ich wirklich so alt aussehe."

„Ja, das weiß ich nicht, es ist weit klüger, wenn Du mir Dein Alter sagst."

„Ein Jahr älter als Du."

„Unmöglich, denn wenn ich sechszehn Jahre alt bin, wärst Du siebenzehn Jahre.

„Du bist aber achtzehn Jahre alt und ich neunzehn," unterbrach mich Caroline, welche die Geduld verlor.

„Wenn Du es nicht sagtest, so würde ich es nicht glauben."

„Thue wie es Dir gefällt." Caroline eilte davon.

Es war mir also schon am ersten Tage gelungen, sie zu ärgern. Mit diesem Ergebniß zufrieden, unternahm ich einen längern Spaziergang, um einige Häuser zu besuchen, wo ich als Knabe gut aufgenommen worden war.

Zum Frühstück kam ich ins Elternhaus zurück und traf meinen Vater, der im letzten Halbjahre sehr abgenommen hatte. Es ging ihm recht schlecht, da er an Rheumatismus in den Beinen litt.

Der Alte war sehr erstaunt, mich zu sehen, und hatte an meinem guten Ruf großes Wohlgefallen. Er war gewissermaßen stolz auf seinen Sohn und sprach es offen in Gegenwart von Caroline aus, was mir trotz meiner ruhigen Miene Vergnügen machte.

Sie war äußerst ungnädig gegen mich.

Als Nachmittags der älteste Sohn des Propstes, ein neugebackener Student, zum Besuche kam, bot Caroline alles auf, um mir zu zeigen, welch ein Unterschied zwischen einem Studenten und einem Gymnasiasten vorhanden sei.

Sie fragte mich, als Conrad Aker über die von mir bekleidete Stelle sprach:

„Deine Zöglinge waren wohl kleine Knaben?“

„Der älteste war zwölf, der jüngste zehn Jahre alt," sagte ich, ohne die Frage weiter zu beachten.

„Sie waren also mit Dir gleichaltrig?" fuhr sie mit herablassendem Tone fort.

Aker lachte, ich war erbittert, doch ließ ich nicht merken, daß sie mich verletzt habe und hörte Beide ruhig lachen.

Um diesen Abschnitt meines Lebens nicht zu lange zu berühren, da er meinem Herzen keine besondere Ehre macht, indeß die verwundete Eigenliebe Carolinens Gunst zu erlangen strebte, will ich gleich einige Wochen verflossen sein lassen.

Caroline und ich hatten unausgesetzt mit einander scharmützelt.

Ich härtete mich gegen ihre Sticheleien ab und wenn sie mich einen Schuljungen nannte, so lachte ich trotz des darüber entstandenen Verdrusses und behandelte sie dafür wie ein Mädchen, das bald zu den alten Jungfern gerechnet werden könne. Ich verspottete ihre Schwäche, sich zu verjüngen, und bei diesen Zänkereien gewann ich immer den Sieg, daß ich sie geärgert hatte.

So waren wir bis zum Schlusse des Juli gelangt, als ich eines Abends von einer längeren Promenade

zurückkehrte, die mich seit dem frühen Morgen von Hause entfernt hatte. Mutter trat mir gleich entgegen und sagte:

„Lieber Georg, Vater hat sich so viel schlimmer befunden, daß er sich nicht bewegen kann. Er weiß nicht, wie es nächsten Sonntag gehen soll, wenn er in der Kirche zu predigen hat. Ich habe zum Propste geschickt, ob der junge Aker nicht an seiner Stelle predigen könne, aber dieser ist verreist und kommt erst am Mittwoch zurück. Was sollen wir nun anfangen?"

„So predige ich an Vaters Stelle," antwortete ich ganz ruhig.

„Du!" rief meine Mutter aus.

„Ein Gymnasiast!" ließ sich Carolinens Stimme hinter mir vernehmen.

„Weshalb nicht? Ein Gymnasiast ist in solchem Falle so brauchbar, als ein Student, oft noch mehr, da er wärmeres Interesse für Gottes Wort hat."

„Ja, das ist wahr, Du bist Lehrer gewesen, aber liebe Tante, ein achtzehnjähriger Junge kann doch nicht den alten Leuten predigen."

„Noth hat kein Gebot," sagte meine Mutter und seufzte, „und Georg sieht weit älter aus, als er ist.

Wir müssen wohl dem Bischof in S. nun Anzeige machen."

Caroline zuckte mit den Achseln und es wurde nicht weiter darüber gesprochen.

Am Sonntag begab ich mich als Prediger zur Filialkirche. Das Selbstvertrauen war verschwunden. Ich habe nur selten solche Demuth im Herzen empfunden, als damals.

Beim Eintritte in die Sacristei änderte sich jedoch das Gefühl, und ich dachte nur noch daran, daß ich nach Kräften meine Pflicht erfülle.

Die Kirche war ganz voll, als ich an den Altar trat. Ernst und ruhig begann ich den Gottesdienst. Die Bedeutung des Auftrags, den ich erhalten hatte, stand klar vor mir.

Der Psalm war gesungen, ich begann meine Predigt.

„Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes."

In dieser Stunde fiel mein Blick auf einmal auf die Bank gegenüber und auf Carolinens schönes Gesicht. Ich wäre fast in Verwirrung gerathen, allein es fiel mir gleich ein, daß alle anderen Gedanken aus meinem Geiste verbannt sein müßten, und ich sah nicht

mehr nach ihrem Sitze. Als der Gottesdienst vorüber und ich aus der Kirche trat, kamen mehrere der angesehensten Bauern und dankten mir für die schöne Predigt.

Caroline fuhr mit mir nach Hause.

„Du hast ja Deine Sache gut gemacht," sagte sie, als wir im Wagen saßen. „Ich hatte Angst, daß Du Dich ungeschickt benehmen würdest, und es schien mir vermessen, daß Du Gottes Wort zu verkündigen auftreten mochtest."

„So war mir auch, als ich zur Kirche fuhr," antwortete ich.

Weiter unterhielten wir uns nicht auf dieser Fahrt. Ich hatte keine Lust zum Gespräche, allein wenn ich zuweilen Carolinens schönes Gesicht anblickte, sah es mild und ernst aus.

Nachmittags fuhren Caroline und ich zum Propst. Sie war freundlich und höflich, wie sie niemals gewesen, und sprach, als ob ich plötzlich vom Knaben zum alten Manne verwandelt worden wäre. Wir waren die besten Freunde geworden. Ich scherzte endlich darüber, daß ich so schnell von einem unbedeutenden Knaben zu einem Manne, vor dem sie einen gewissen Respect habe, umgeschaffen worden sei.

Dieser Scherz mißfiel ihr. Als wir uns Abends trennten, hielt ich mehr als jemals von ihr, und mein Wunsch, ihre Liebe von ihren Lippen zu vernehmen, hatte sich gesteigert.

Den Triumph mußte ich haben, koste er was er wolle.

Einige Tage nach meiner Predigt kam ein Brief an mich. Ich saß im Sommerhause und zeichnete ein Muster für Caroline, als Mutter mir ihn brachte.

Mein erster Blick auf die Aufschrift ließ mich Thora's Hand erkennen. Ich legte ihn mit Unbehagen bei Seite, wie einem zu Muthe ist, wenn man an etwas Vergessenes wieder erinnert wird.

Mutter ging fort und Caroline sah den Brief neugierig an.

„Willst Du nicht sehen, was der Brief enthält?" frug sie, als ich denselben noch nicht angerührt hatte.

„Es eilt nicht," antwortete ich.

„Es ist ja eine Frauenzimmer-Hand," fuhr Caroline fort, nahm den Brief und betrachtete die Ueberschrift.

„Das sieht man schon von Weitem, daß ein Mädchen ihn geschrieben hat."

„Ein Mädchen? Correspondirst Du mit jungen Mädchen?“ sagte Caroline und erröthete. „Er ist wohl von Thora?“ Sie legte den Brief rasch fort und bückte sich über die Arbeit.

„Du hast richtig gerathen.“

Es entstand eine Stille.

„Tante hat mir erzählt, Du und Thora hättet Euch in der Kindheit geliebt, und ich wundere mich, daß Du den Brief so lange ungelesen lässest.“

„Du hast gesagt, es sei eine Kindheitsliebe gewesen,“ unterbrach ich sie.

„So hat Tante gesagt.“

„Und Du betrachtest mich ja noch wie ein Kind, so daß von gewesen die Rede nicht sein kann.“

„Das heißt also — daß Du noch an Thora denkst?“

„Gewiß.“

Ich warf einen Blick auf Caroline, die sich in den Finger stach, so daß es blutete, worauf sie zu weinen anfing. Ich wollte sehen, was dem Finger fehle, allein sie entzog mir ihre Hand und erklärte, es sei doch wohl mir einerlei, ob es ihr wehe thue oder nicht. Ich dächte doch nur daran, sie zu reizen. Caroline weinte immer heftiger.

Es war zu viel für einen Gymnasiasten, der ersehnte Augenblick war nahe. Ich machte eine Art von Erklärung, und unter einer Fluth von Thränen gestand sie mir ihre Liebe.

Was war das für ein glücklicher Augenblick!

Eigenliebe, Eitelkeit und das Herz jubelten gleichzeitig, obschon letzteres am allerwenigsten daran Theil nahm, wenn ich die Wahrheit gestehen soll.

Ueber die Zeit zwischen dieser Stunde und meiner abermaligen Abreise vom Elternhause läßt sich nicht viel berichten. Ich genoß meinen Sieg, war glücklich, wie man es mit achtzehn Jahren ist, wenn ein heftiger Wunsch zur Erfüllung kommt und dachte kaum an die Zukunft.

Thora's Brief hatte ich ganz vergessen, bis ich ihn am Abend meiner Abreise unter meinen Papieren fand.

Ein Gefühl von Aerger ergriff mich.

Ich öffnete den lange vergessenen Brief, den diejenige geschrieben, die vor einem Jahre der Gegenstand aller meiner Gedanken gewesen war. Es quälte mich der Gedanke, daß ich sie so ganz vergessen, und einen Brief drei Wochen lang unerbrochen hatte liegen lassen.

Als ich die Zeilen durchflogen, die von einem an Kraft gewachsenen Gefühl dictirt zu sein schienen, indeß das meinige in gleichem Maße abgenommen hatte, hätte ich sie gern um Verzeihung gebeten, sie nicht länger lieben zu können. Mehr als brüderliche Freundschaft konnte ich nicht geben. Allein dieser vergessene Brief hatte doch eine Wirkung. Er weckte mich aus dem berauschenden Traum, in den Caroline mich gerissen hatte.

Als ich am andern Morgen von Caroline Abschied nahm, that ich es ohne Schmerz und ohne Bedauern. Es war als ob das Feuer am Abende zuvor erloschen wäre. Mit jugendlichem Leichtsinn trennte ich mich von dem Gegenstande meiner Liebe. Ich fühlte mich leicht ums Herz, je mehr der Abstand zwischen uns sich verlängerte und je näher ich an S. kam.

Tante Emiliens Gedächtniß erwachte wieder, und damit eine glühende Lust zum Studiren, ein fester Entschluß, mir eine verdienstliche Bahn zu brechen, wie sie es immer angeregt hatte.

So lange ich noch auf dem Gymnasium blieb, war die Arbeit meine einzige Geliebte, für die ich mit ganzer Seele schwärmte.

Schon im Winter nach meinem letzten Besuche

starb mein Vater. Mein Bruder hatte sich schon früher verheirathet, ohne daß ich seine Hochzeit besucht hätte, ich wollte mich weder vom Gymnasium, noch von der im Herbste übernommenen Stelle freimachen.

Bei der Beerdigung meines Vaters war ich ein paar Tage zu Hause, wo ich Sten fand. Kalt und steif war unser Verhältniß, doch konnte ich die nicht freundschaftlichen Empfindungen, die mich für ihn beherrschten, bei keiner Gelegenheit hervortreten lassen. Die ökonomische Stellung meiner Mutter war überdies so traurig, daß ihre Söhne wohl beängstigt sein konnten.

Sie hoffte zwei Gnadenjahre zu erlangen, und Sten versprach ihr, daß sie keine Noth erleiden und in ihren alten Tagen bei ihm wohnen solle, allein Hoffnungen und Versprechungen sind keine Wirklichkeiten.

Sten hatte mit seiner Frau einiges Vermögen erhalten, aber ich wußte, daß Sten kein Haushalter sei und während seiner Abwesenheit im Elternhause zu ihrem Ruin beigetragen habe. Kurz, ich verließ mich nicht auf seine Versprechungeu.

Am Tage nach der Beerdigung kehrte ich nach S. zurück.

Caroline war nicht mehr im Pfarrhause. Sie hatte es einen Monat nach meiner Abreise verlassen und es freute mich bei so traurigen Verhältnissen nicht mit ihr zusammen zu treffen. Als ich wieder in S. war, schrieb ich an sie und an Thora, um die eingetretenen Veränderungen mitzutheilen. Der Brief an Caroline war kurz und enthielt kein Wort mehr als die Meldung von Vaters Tode. An Thora schrieb ich mehr, und sprach in brüderlicher Ergebenheit, ohne ihre zarten Vorwürfe zu erwidern.

Mit diesen Briefen schien mir die Verbindung mit beiden Cousinen abgeschlossen und ich dachte nicht weiter an sie.

Als meiner Mutter zweites Gnadenjahr noch nicht abgelaufen war, wurde ich Student.

Ich war zwanzig Jahre alt.

Mit einem Studentenbriefe in der Tasche besuchte ich meine Mutter und sah zum letzten Male mein Geburtshaus. Ich blieb dort nur einige Wochen, da ich eine neue Stelle übernehmen sollte.

Der frühere Adjunkt des Probstes, Magister Dahl, wurde der Nachfolger meines Vaters.

Es war mir sehr angenehm, ihn zu finden, obschon

wir beide schon mehr als einmal über den Glauben lebhafte Disputationen geführt hatten.

Die Jugend ist die Zeit der Aeußerlichkeit, und man geht immer leicht von einer Uebertreibung zur andern über. So war es mit mir der Fall. Als ich Dahl zuletzt verlassen, war ich ein blinder Anhänger seiner religiösen Grundsätze. Jetzt hatte ich umgeworfen und war ganz entgegengesetzter Ueberzeugung.

Ich stellte die Vernunft und den freien Willen höher und betrachtete den Menschen als den Schöpfer seines eigenen Geschicks und den Herrn über alle Ereignisse.

Von der Höhe des Glaubens bis zur Tiefe des Unglaubens war nur ein Sprung, und man macht ihn gewöhnlich sehr leicht, allein dann wieder aus der Tiefe des Zweifels heraufzukommen, das kostet manchen bittren, manchen schweren Kampf. Ein solches Wiederaufstehen ist nur durch Jahre von Leiden zu erkaufen.

Dahl erstaunte über meine irreligiöse Denkweise. Er suchte nicht sie zu widerlegen, sondern sagte nur:

„Das Leben wird Dir den Beweis liefern, daß Du Deine menschliche Bestimmung nicht verstanden hast, wenn Du den göttlichen Ursprung aller Dinge

läugnest. Die Zeit wird kommen, da Du Dich von Deiner jetzigen Ueberzeugung mit Abscheu abwendest. Es wäre vergeblich, einen Blinden von dem Werthe der Sonnenstrahlen zu überzeugen, eben so eitel ist, einen Gottesleugner auf Gottes Güte hinzuführen, bis ihn ein Leid zu dieser Empfindung bringt. Wir zweifeln nicht ungestraft. Der Glaube macht die Stärke und das Glück des Menschen hienieden aus."

Ich billigte diese Sätze nicht, als ich sie hörte, denn sie stritten allzu sehr gegen meine Ueberzeugung, allein Dahls Worte sollten noch oft in meiner Seele einen Wiederhall finden.

Nach zweiwöchentlichem Aufenthalte im alten Vaterhause bot ich ihm ein schließliches Lebewohl. Die Welt und das Leben standen ganz anders mir vor Augen, als ich diese Gegenden wieder besuchte. Mehr als ein Jahrzehnt war vergangen, der lebensfrische, dreiste Jüngling war zum Mann umgewandelt, der Erfahrung gesammelt und Täuschungen verloren hatte.

Ich reiste von Hause in eine andere Gegend von Westgothland, wo ich eine neue Stelle annehmen sollte.

Ich kannte die Menschen nicht, mit denen ich leben sollte und ich dachte nicht weit darüber nach, wie sie sein möchten. Ich hatte schon zwei Stellen gehabt

und hegte die Ueberzeugung, ich könne mich mit den Personen, mit denen ich in Berührung käme, im Allgemeinen ganz leicht vertragen.

Mein Gemüth war heiter, mein Vertrauen auf die Zukunft groß, mein Selbstgefühl so mächtig, daß ich nicht leicht zu behandeln sein könnte, wenn ich Menschen träfe, die es etwa versuchen möchten, ihren Uebermuth an mir hervortreten zu lassen.

Mit solchem Temperament trat ich auf Erikstorp bei Lieutenant Mallmenius ein.

Zweite Periode.

Hauslehrerzeit.

1.

In den letzten Junitagen fuhr ich tüchtig gerüttelt und bestäubt auf den Hof von Erikstorp.

Das stattliche Hauptgebäude mit dem pfeilergeschmückten Treppenaufgang und hohen Fenstern gab dem Hause das Aussehen eines modernen Schlosses und flößte jedem Ankommenden eine große Meinung von dem in der Wohnung herrschenden Luxus ein, da diese in jeder Hinsicht das Gepräge der Pracht trug.

Der Eindruck war ein solcher, daß ich es für gut hielt, den Wagen an einem Flügel anhalten zu lassen.

Mein kleiner Kutscher hatte, so lange er die Zügel führte, unbegreiflich viel über den „Lieutenant" zu erzählen. Er beklagte mich, daß ich dahin sollte, da noch kein Hauslehrer es dort habe aushalten können. Der Lieutenant war allzu schrecklich hart und

seine Frau war hart, und die Kinder waren hart, das wußte der Postjunge ganz gewiß.

Diese Mittheilung konnte allerdings nicht sehr einladen, allein ich ließ mich doch nicht davon abschrecken, sondern sprang ganz guten Muthes vom Wagen nieder und sah mich nach Jemand um, der mir anzugeben vermöchte, wo man die Zimmer des zukünftigen Hauslehrers finden könne.

Endlich sah ich einen alten Mann, in einer goldverzierten Livrée, der gravitätisch vom großen Hause herkam.

„Sie heißen gewiß Sehlberg," sagte der alte Bediente, der mich von Kopf bis zu Fuß ansah, „und sind vermuthlich der erwartete Hauslehrer."

Er warf einen verächtlichen Blick auf das anspruchslose Fuhrwerk.

„Sie haben richtig gerathen," antwortete ich, „und deshalb wünsche ich zu meinem Zimmer geführt zu werden, wohin mein Mantelsack gebracht werden kann."

Der alte Bediente sah mich mit überlegenem Ausdruck an und befahl dem Postburschen:

„Führe den Wagen in den Stallhof."

„Und der Mantelsack?" frug der Junge.

„Ich werde ihn holen lassen."

Ich mußte in Heiterkeit ausbrechen, als ich das stolze Nicken des Bedienten sah. Der Postbursche sah ehrfurchtsvoll auf den vornehmen und feinen Diener, der wahrscheinlich so lange Livrée getragen und in adligen Häusern gedient hatte, daß er sich einbildete, selbst zur Noblesse zu gehören.

Der Junge hatte solchen Respekt vor dem Bedienten, daß ein unverzüglicher Gehorsam ihm angemessen schien und er gleich die Zügel ergriff. Ich hielt ihn aber ab und sagte in bester Laune:

„Nein, nein, nicht so schnell. Ich wollte erst mit Dir abrechnen und gieb deshalb den Mantelsack diesem Herrn (ich eilte dabei auf den Bedienten zu) so daß er ihn auf mein Zimmer tragen kann."

Der alte Mann starrte mich an, als ob ich ihm einen Schlag ins Gesicht gegeben, und der Junge blickte so um sich, daß er sich gar nicht aus seinem Erstaunen erholen und das Geld annehmen konnte. Er schien über mein Benehmen gegen den Bedienten ganz entrüstet.

Nachdem dieser eine Weile mich angesehen, warf er einen verächtlichen Blick auf meinen kleinen Mantelsack und rief „Peter".

Gleich erschien ein jüngerer Lümmel in Livrée.

Rock und Pantalons waren nicht so sehr mit Gold galonirt als die des Alten.

„Trage den Mantelsack des Herrn und führe ihn in das Zimmer des Hauslehrers," sagte der Alte, kehrte mir den Rücken und zog sich stolz in das große Gebäude zurück.

Peter, ein Bursche von achtzehn bis neunzehn Jahren mit klugen, listigen Augen, nahm den Mantelsack, winkte mir vertraulich zu und eilte über den Hof nach dem linken Flügel. Ich folgte ihm. Wir bestiegen eine Treppe, die nicht zu den reinlichsten gezählt werden konnte, da man sie den ganzen Sommer nicht gescheuert hatte. Dann befanden wir uns in einem langen Corridor, der in Sauberkeit ganz mit der Treppe übereinstimmte.

Bei der dritten Thür von der Treppe blieben wir stehen und traten in ein großes, helles, wenig möblirtes Zimmer. Man hielt es offenbar für überflüssig, die Wohnung des Lehrers mit Möbeln zu versehen, so wie mit irgend einer Ausstattung, die es angenehm und gemüthlich machen könne.

Ein einfaches Feldbette, vier angestrichene Stühle, ein Spiegel und eine Commode bildeten die ganze

Möblirung, die in dem dreifenstrigen Zimmer mehrere leere Räume zwischen sich ließ.

Gardinen an den Fenstern, Vorhänge am Bette waren Luxusartikel, die man als unnütz ansah und das Ganze hatte ein sehr armseliges Aussehen.

Ich sagte nichts, behielt mir aber vor, der Lieutenant solle es schon behaglicher einrichten, denn ich wollte mich nicht mit Stühlen behelfen, auf denen man kaum sitzen konnte, weil sie allzusehr schwankten.

Peter legte den Mantelsack hin und bemerkte, um drei Uhr werde gespeist. Früher brauche der Magister nicht zu kommen, falls der Lieutenant ihn nicht rufen ließe.

Sobald Peter fort war, warf ich mich aufs Bette; weil es am Sopha fehlte. Mein erster Eintritt in Erikstorp hatte nicht viel versprochen, und hätte ich zu den Ungeduldigen und Empfindsamen gehört, so wäre ich gewiß sehr niedergeschlagen gewesen. Die offenbare Gleichgültigkeit gegen den Lehrer der Kinder reizte mich auf, und ich beschloß, sobald ich den Herrn und die Dame des Hauses kennen gelernt, würde ich ihnen zeigen, wie der zu behandeln sei, dem man die Erziehung der Kinder anvertraue.

Unterdessen nahm ich einen Brief des Rectors D.

aus der Tasche, der mir diese Stelle verschafft hatte. Er sprach darin über die Familie, bei der ich mich nunmehr aufhalten sollte. Ich hatte ihn bei seinem Empfange nur sehr flüchtig durchgelesen, denn mir, der ich seit dem sechszehnten Jahre conditionirt hatte, schien es nicht möglich, eine Stelle zu erhalten, wo ich es nicht leicht finden könne. Der Rector hatte aber besondere Familienverhältnisse angedeutet und ich schlug mir im Briefe die Stelle auf, welche die Familie Mallmenius behandelte.

„Die Stelle ist (so schrieb der Rector) wie Du aus dem Vorhergehenden ersehen haben wirst, pecuniär vortheilhaft und deshalb habe ich sie für Dich angenommen, da Du als ein armer Bursche vor allem darauf sehen mußt, allein ich muß Dir doch auch mittheilen, daß kein Lehrer es bis jetzt länger als ein Jahr auszuhalten vermocht hat. Es sollen eigenthümliche Verhältnisse sein, weshalb man dort nicht bleiben kann oder will. Der Lieutenant wird als ein despotischer Mann beschrieben. Doch findet man das bei allen reichen Leuten. Mallmenius ist ein außerordentlich reicher Mann. Er ist zweimal verheirathet gewesen und hat von erster Ehe eine Tochter und

einen Sohn, letzterer soll Dein Schüler werden. Mit seiner jetzigen Frau hatte er einen Sohn, welchem eine reiche alte Frau, Tante der Frau Mallmenius, ihr ganzes Vermögen von 80000 Thalern schenkte. Der Knabe starb, und der Vater erbte die Summe. Er hatte schon mit seiner ersten Frau ein sehr erhebliches Vermögen erhalten, so daß er nun vollends zum reichsten Mann der Gegend geworden ist. Glück hat es aber nicht gebracht. Denn soweit die Gerüchte gehen, soll die häusliche Ruhe seitdem einen vollständigen Schiffbruch erlitten haben. Wie dem auch sei, ich hoffe, daß die ökonomischen Vortheile für Dich genügen, die damit verbundenen Mängel zu übersehen. Die Hauptsache für Dich ist, auf der Akademie bleiben zu können und so rasch als möglich Deine medizinische Studien zu fördern. . . . . . ."

Nachdem ich dieses gelesen, legte ich den Brief zusammen und dachte gleich meinem alten Freunde und Beschützer, man möchte so früh als möglich anfangen, um desto eher schließen zu können.

Aber damit war ich nicht einverstanden, daß ich geduldig Alles aushalten solle, was man mir möglicherweise bieten könnte, vielmehr wollte ich dem reichen Manne verständlich machen, daß weder er noch

seine Livrée-Dienerschaft mich wie einen Diener behandeln dürften.

Nachdem ich diesen tapfern Beschluß gefaßt und mit jugendlichem Selbstvertrauen mich auf meinen Glücksstern verlassen hatte, packte ich meine Sachen aus und kleidete mich an. Ich war gerade mit diesem wichtigen Geschäfte fertig geworden, als Peter eintrat und mir vertraulich sagte:

„Herr Lieutenant will mit dem Magister sprechen, er erwartet Sie im großen Salon und ich werde den Magister dahinführen.“

„So,“ sagte ich und betrachtete Petern, der unterdessen an den Tisch getreten und am Spiegel meine Kämme und Haarbürste zu prüfen angefangen hatte.

„Du sollst mir aufwarten?“ sagte ich.

„Ja, ich werde den Magister reinigen, doch darüber können wir später reden, der Lieutenant wartet nicht gern lange, und es ist deshalb das klügste, rasch zu ihm zu gehen, sonst könnte er uns ausschelten und noch dazu im vollsten Ernste.“

Peter nahm meine Kleiderbürste, um etwas Staub von seinem goldgebordeten Frack abzuschlagen.

„Ausgescholten kannst Du allein werden. Lege die Bürste fort und höre, was ich Dir sage. Wenn Du

bei mir etwas zu thun hast, so mußt Du zuvor anklopfen und dann im Zimmer an der Thür stehen bleiben, bis ich Dir weiteres Hereintreten erlaube. Verstehst Du es, daß es sich schickt, daß Du an der Thürschwelle mit mir sprichst?"

Ich schob ihn mit einem Griffe von der Stelle, auf welcher er sich befand, an die Thür und fügte hinzu:

„Du erlaubst Dir keine unschickliche Vertraulichkeit, sondern benimmst Dich so, wie einem Bedienten zukommt, und ich bin kein Magister, ohne daß man mich auch Herr titulirt. So, nun zeige mir den Weg zu Deinem Hausherrn!"

Peter wurde von meiner Kraftentwickelung so verworren, daß er sich nicht geneigt fühlte, eine Antwort zu geben, diese Probe körperlicher Stärke mochte ihm Respekt eingeflößt haben. Er ging schweigend vor mir in das große Gebäude.

War man den großen pfeilergeschmückten Treppenaufgang emporgelangt, so trat man in eine Pfeilerrotunde, welche die Flur bildete; der Boden war von schwarzem und weißem Marmor. Die Flur glich einem Tempel, das Licht fiel durch zwei hohe gewölbte Fenster, die auf beiden Seiten des Einganges

lagen. Zwischen jedem Pfeiler zeigten sich Eichenthüren. Einige waren nur blind, die Andern führten zu den Zimmern der Parterrewohnung. Zwischen den ersten Pfeilern nach rechts und links sah man eine Marmortreppe, die in das obere Stockwerk führte.

Warf man einen Blick in dieses Vorzimmer, das mit Marmor und Vergoldung ausgeschmückt war, so bewies es den Luxus, mit welchem der Hausherr sich zu umgeben liebte, verglich man es aber mit dem schmutzigen Aufgange auf dem Flügel, wo ich wohnte, so konnte man sich einen klaren Begriff vom Temperament und Charakter eines Mannes machen, der sich um seine Umgebung so wenig kümmerte.

Peter trat an die Thür in der Mitte des Eingangs, öffnete sie, um mich einzulassen, und rief mit lauter Stimme:

„Herr Sehlberg!"

Ich trat in einen großen Saal mit gewölbten Fenstern, die bis auf den Boden gingen und nach dem Garten hinaus lagen. Das Zimmer war auf das Prachtvollste möblirt, allein trotzdem sah man augenblicklich etwas, was an Unordnung erinnerte. Die Unregelmäßigkeit unserer modernen, eleganten Salons fand sich nicht. Die Möbel standen symmetrisch und schnur-

gerade an den Wänden. Sopha's, Büsten und alles übrige hatte einen bestimmten Platz, und doch fehlte dem Zimmer ein ruhiger Anstrich. Im Sopha lag eine Frauenmütze, auf einem Stuhl ein Shawl, auf einem andern ein Schäferhut, auf einer Marmorgruppe hing eine Militairmütze und auf einer Chaise ein paar Handschuhe; auf das Piano war ein Spazierstöckchen gelegt, und auf einem Divantische sah man ein aufgerissenes Bund Cigarren.

In diesem unordentlichen, eleganten Zimmer befand sich nur ein Mann von mittlerem Alter, eher kleiner Statur, stark gebaut, mit breiten Schultern, hochgewölbter Brust. Das Haupt war groß, von lichtbraunem Haar umgeben, die Gesichtszüge recht schön, die Augen groß und klar, die Stirn gewölbt, die Nase spitz, das Kinn etwas hervorstehend, der Mund groß und die Lippen voll.

Es war Lieutenant Ernfried Mallmenius. Er mußte allgemein für einen schönen Mann gehalten werden, denn es lag in seinen runden, offenen, glänzenden Augen etwas, was in eigenthümlicher Weise ansprach. Er trug den Kopf hoch, als ob er seiner nicht sehr großen Gestalt eine größere Höhe habe verleihen wollen. Er hatte einen kleinen, weitausgezogenen Schnurbart, so daß sein

Gesicht ein hochmüthiges Gepräge erhielt, das sonst nicht darin zu finden gewesen wäre.

Als ich eintrat, ging er im Zimmer auf und ab, blieb aber stehen, als er mich erblickte. Ich war um einen Kopf länger als der Mann, dessen Brod ich essen sollte. Einen Augenblick betrachtete er mich, trat mir dann einige Schritte entgegen und begrüßte mich mit offener Artigkeit. Er gab mir die Hand, hieß mich willkommen und hoffte, daß es mir auf Erikstorp gut ergehen möge. Ich hatte mich so ganz und gar nicht auf diese Manieren vorbereitet, daß ich durchaus davon überrascht war.

Ich erwartete hochmüthig empfangen zu werden, und der stolze Herr von Erikstorp kam mir herzlich entgegen.

Er sprach von der Reise, vom Wetter und endlich, daß er sich freue, mich in Erikstorp zu haben, da der Sohn ihm große Sorge mache. Worin diese bestehe, sagte er nicht. Er sprach wieder über Erziehung, über die Nothwendigkeit von Kenntnissen für einen Jeden, und über den wohlthätigen, moralischen Einfluß der Arbeit auf die Menschen. Kurz: er sprach sich im höchsten Grade verständig aus. Man merkte, daß er gern rede, und nach einer halben Stunde meinte ich

ohne ein Versehen annehmen zu dürfen, daß er seinen eigenen Worten mit Wohlgefallen zuhöre.

Man muß übrigens nicht vergessen, daß ich damals nur zwanzig Jahre alt war, und daß man sich also auf meine Folgerungen nicht verlassen konnte.

Er bot mir während unserer Unterhaltung eine Cigarre an, und nachdem er sich in einen Sessel vor der am Garten geöffneten Glasthüre niedergelassen, winkte er mir auch Platz zu nehmen und begann eine Charakterzeichnung seines Sohnes.

Der Knabe war nach seiner Beschreibung im höchsten Grade unaufmerksam, hartnäckig, halsstarrig, träg und gleichgültig, mit kleinem Körper und nicht sehr gutem Herzen. Er war volle 12 Jahre alt und wußte nicht mehr als ein achtjähriges Kind. Der Vater hatte unterdessen fest beschlossen, Agathon solle im Herbste nach Upsala auf die Schule und dort womöglich durch Wetteifer zur Arbeit gebracht werden. Nachdem er mir diese wenig aufmunternde Schilderung meines zukünftigen Zöglings gegeben, ging er zu einer Unterhaltung über die Grundsätze über, die er über Erziehung hatte, und mit denen ich nach seinem Wunsche in Uebereinstimmung handeln sollte.

Ich hörte ihm schweigend zu, ohne ihn durch Be-

merkungen oder Einwürfe zu stören. Es war ziemlich klar, daß ich mir keine Regeln über die Unterrichtsmethode vorschreiben lassen wollte, und es war nicht minder gewiß, als daß ich frei auf eigenem Boden stehen müsse. Ich war allzu selbstständig und meiner Tüchtigkeit als Lehrer mir bewußt, als daß ich mir Vorschriften hätte ertheilen lassen, doch hielt ich es für meine Pflicht, sie anzuhören. Meine Ansicht brauchte ich erst zu äußern, wenn der Unterricht begonnen, falls dann der Lieutenant sich hineinmischen und seine Prinzipien geltend machen wollte.

Indeß wir unsere Cigarren rauchten, der Lieutenant die Rolle des Redners, ich die des Zuhörers spielte, kam Jemand von der einen Thür links. Sie wurde heftig geöffnet, und ein Frauenzimmer mit einer großen Mütze, die mit vielfarbigem Band verziert war, kam herein. Ich wollte aufstehen, um zu grüßen, allein der Lieutenant hielt mich zurück und sagte:

„Bemühen Sie sich nicht, Herr Sehlberg, es ist nur Frau Sjöström.“

Er setzte hierauf das Gespräch fort, und Frau Sjöström, die weder mich noch den Lieutenant begrüßte, trieb sich im Zimmer umher und raffte die hin- und hergeworfenen Kleider, Nähsachen, Cigarren u. s. w.

zusammen. Nachdem nun alles in der Schürze gesammelt, wollte sie eben so fort, als sie hereingekommen war, allein der Lieutenant bewegte den Kopf ein wenig und sagte:

„Laß die Cigarren in mein Schreibzimmer bringen.“

„Soll geschehen,“ antwortete sie und verschwand.

Das Zimmer hatte nach ihrem sonstigen Durchzuge eine ganz andere Gestalt angenommen, und nachdem der Lieutenant seinen Vortrag über Erziehung und Unterricht beendigt, stand er auf und sagte: „Es ist Zeit, sich zur Tafel anzukleiden.“

Er sah auf die Uhr und fuhr fort: „Wir speisen in einer halben Stunde. Sie sind schon im Frack, es bedarf also keiner weiteren Toilette. Ich habe sie noch nöthig und muß Sie verlassen. Macht es Ihnen Vergnügen, meine Bibliothek zu besichtigen, so liegt diese rechts von hier, wenn man durch den Speisesaal und noch ein Zimmer gegangen ist.“

Der Lieutenant wies auf eine Thür rechts und ging selbst links durch die gegenüber befindliche fort.

Mit zögerndem Schritt suchte ich die Bibliothek auf.

Der Mann, mit dem ich gesprochen, oder dem ich eine Stunde zugehört hatte, kam mir wie ein Räthsel vor. Seine Physiognomie gab keine Anleitung zu

Muthmaßungen über seinen Charakter, allein dieser gefiel und interessirte eben so wie sein Wesen.

Seine Urtheile waren ganz treffend, und sein Raisonnement zeugte von Ueberlegenheit des Verstandes, allein seine Sprache war allzu wortreich, seine Ideen allzu excentrisch und er selbst mit ziemlicher Selbstvergötterung beladen; so wenigstens schien es mir, als ich mich allein befand. Er hatte allerdings nicht viel von sich selbst gesprochen, allein als er sich über die Fassungsgaben seines Sohnes geäußert, hatte er bemerkt:

„Er gleicht mir gar nicht, denn ich habe überraschend leicht auffassen können, obschon ich immer nur ungeschickte Lehrer gehabt habe. Mein Junge ist ganz anders, er gleicht mir auch nicht im Mindesten."

Bei einer andern Bemerkung, daß man sich durch Kenntnisse eine eigne Bahn brechen könne, fügte er hinzu:

„Es ist gewiß wahr, daß die Natur nur wenigen Menschen das Vermögen verliehen, durch eigene Thätigkeit in der Welt voranzukommen, aber selbst für mittelmäßige Naturen ist das Wissen ein Hebel, der zur Unabhängigkeit und glänzender Gesellschaftsstellung führt."

So hatte er im Vorliegenden zu verstehen gegeben,

daß er eine Art von Ausnahmsnatur war, die reicher ausgestattet gewesen sei, als andre Menschen. Das Gesicht ließ keine solche Selbstliebe erkennen. Nahm ich den ausgedehnten Schnurrbart aus, so fand sich keine Spur davon. Das Gesicht hatte etwas Offenes, Entschlossenes, Kräftiges. Seine Bewegungen waren hastig und lebhaft, doch fand sich zuweilen im Rollen seiner Augen, die alle möglichen Farben annahmen, etwas, das anzudeuten schien, daß es klug sei, ihn nicht zu erzürnen. Der Zug um den Mund und die Form des Kinns deuteten an, daß er nicht leicht zu besänftigen sein würde.

Indeß ich so über Mallmenius nachdachte, war ich in die Bibliothek gelangt, wo ich die prachtvoll eingebundenen Bücher zu betrachten anfing. Ich wunderte mich über den werthvollen Inhalt dieser Sammlung, die Zusammensetzung dieser Bibliothek schien von einem Manne gemacht, der es verstanden, was die wahre Bildung bedürfe. Selbst die belletristische Abtheilung bestand aus einer so schönen Auswahl, daß sie dem Besitzer große Ehre machte.

In diesem Zimmer herrschte vollkommene Ordnung. Es schien bewacht von Blicken, die es liebten und sich gern dort aufhielten. Hier fand man bequeme Studir-

stühle, einige Bände mit Atlas- oder Kupferstich-Sammlungen, kurz, was man nöthig hatte, um sich jedem Studium, das man wünschte, hinzugeben. Die meisten Wissenschaften waren durch ausgezeichnete Arbeiten vertreten.

Ich hatte gerade meine Prüfung des Inhalts dieser prächtigen Sammlung vollendet, als der Lieutenant in braunem Frack mit vergoldeten Knöpfen eintrat. Er trug Unterkleider von heller Farbe, weiße Weste und Halstuch. Wäre er einen Kopf höher gewesen, so wäre er als ein überaus imponirender Mann aufgetreten. Das braunlockige Haar war mit großer Sorgfalt geordnet. Er war unläugbar schön, und man hätte ihn schwerlich für mehr als einige dreißig Jahr alt gehalten, obschon ich wußte, daß er schon fünfundvierzig Jahre überschritten hatte. Er hatte ein gesticktes Taschentuch in der Hand, als er eintrat, und indem er auf die Büchersammlung hinwies, frug er:

„Was sagen Sie zu meiner Bibliothek?"

„Ich finde sie eine der werthvollsten, die ich jemals irgendwo zu sehen bekommen habe," war meine Antwort.

„Das ist ja schön, fuhr der Lieutenant fort, und wenn ich leben bleibe, soll sie sich noch vergrößern.

Die Bibliothek und Erikstorp sind meine Schöpfung, doch wollen wir nicht davon sprechen, denn wir müssen in den Speisesaal gehen, wo der Mittagstisch unser wartet."

Er ging an die Thür und sagte noch:

„Ich stelle Sie meiner Frau und meiner Tochter vor. Letztere soll, wie ich dem Rector geschrieben, in einzelnen Fächern Ihre Schülerin werden. Das Mädchen hat einen glänzenden Kopf und kann deshalb Alles lernen, was ihren Verstand auszubilden im Stande ist."

Er öffnete die Thüre, und wir gelangten nun durch ein kleines Cabinet in den Speisesaal. Es waren schon drei Personen vor uns da, ein ganz junges Mädchen und ein junger Mann. Der Lieutenant stellte folgendermaßen vor:

„Fräulein Moren, Gouvernante meiner Tochter," dann wies er auf das Mädchen: „meine Tochter Dalia, Herr Sjöström, mein Inspector auf Erikstorp."

Er ging quer durch den Speisesaal in den Salon.

Fräulein Dalia Mallmenius war ein schlankes Mädchen von 14 bis 15 Jahren, mit des Vaters großen, runden, rollenden und klaren Augen, hellbraunem Haar und hoher Stirne. Sie befand sich in der

höchst unangenehmen Periode, da ein Mädchen keinem Alter angehört.

Fräulein Adele Moren konnte als Muster einer Gouvernante in einem reichen Hause dienen. Sie war ungefähr zwanzig Jahr alt und hatte ein gutgeschontes Aussehen, obschon etwas zu schlank für ihren Körperbau, konnte man sie doch gut gewachsen nennen, denn sie war im Ganzen proportionirt. Ihr Gesicht war hübsch, obschon es durch ein Zusammenkneifen des Mundes entstellt war, das ihr ein etwas abschreckendes Aussehen gab, das dunkle Haar war glatt und über die dreispitzige Stirn so gut gekämmt, daß es an dem Kopf angeklebt zu sein schien, die etwas zu langen braunen Augen hatten ein eigenthümliches Gelüste, von den Augenlidern mit den langen Wimpern verschleiert zu werden, die Nase war gerade und so untadelhaft, daß sie nichts zu wünschen übrig ließ. Fräulein Morens Haltung war aufrecht, die Bewegungen regelmäßig und gut bemessen. Sie stand an einem Fenster und schien in den steifen Formen der Etiquette und des Anstandes versteinert, als ob sie nur so gehen, sprechen und athmen könne, wie diese Formen es vorschrieben.

Als der Lieutenant den Salon betreten, wendete

sie sich an mich und frug mit ruhiger Stimme, wie es sich für eine gut dressirte Gouvernante schickte, ob ich eine lange Reise gehabt, und ob es auf der Chaussee sehr staube.

Als sie diese Frage an mich stellte, hob sie die gesenkten Augenlider und sah mich mit kaltem Blicke an, den sie aber nicht lange auf meinem Gesicht ruhen ließ, sondern bald wieder verschleierte.

Ich hatte diese Frage eben beantwortet, als der alte vergoldete Bediente die Doppelthür des Salons öffnete und der Lieutenant trat ein, indem er eine stattliche, schlanke, schöngewachsene Dame führte, mit dem Aussehen einer Königin, in kalter, majestätischer Haltung. Sie hatte ein bildschönes Gesicht, bleich, kalt, unbeweglich, als ob sie aus Marmor gehauen wäre.

Sie war in Schwarz gekleidet.

Der Lieutenant stellte mich seiner Frau vor.

Agda Mallmenius verneigte sich stumm mit dem Kopfe, als Antwort auf meine höfliche Verbeugung, begleitete aber diese Bewegung mit keinem Worte der Begrüßung.

Fräulein Moren verneigte sich tief vor der Ge-

bieterin und Dalia küßte ihr die Hand. Sie sprach kein Wort. Man ließ sich nieder.

Der alte Bediente stellte sich hinter den Stuhl der Frau, ein andrer hinter den des Lieutenants. Beide saßen einander gegenüber. Ein dritter Bediener sorgte für unsere Bewirthung. Die Mahlzeit war sehr langweilig und bei vielen Gerichten matt.

Ich wunderte mich darüber, daß mein Zögling nicht sichtbar war, hatte aber Anstand genug, keine Frage darüber zu stellen.

Der Lieutenant sprach allerdings mit mir und sogar mit Fräulein Moren und scherzte etwas mit Dalia, allein die Frau beobachtete ein eigensinniges Stillschweigen. Das Einzige, das sie während der Mahlzeit sprach, war eine Bemerkung zu Dalia, als diese unglücklicherweise ihr Weinglas umwarf.

„Gieb Acht auf Deine Bewegungen, Dalia." Die Stimme klang eisig, das Mädchen wurde purpurroth und warf einen besorgten Blick auf die junge, schöne Stiefmutter.

Was am meisten auffiel, war, daß die beiden Eheleute kein Wort mit einander wechselten.

Er aß viel und sprach, sie aß wenig und schwieg — er richtete aber kein Wort an seine Frau.

Die Mahlzeit war mir doch bald zu lang und zu langweilig. Obschon Fräulein Moren nach den Regeln der Convenienz mit dem Lieutenant, mir, und Herrn Sjöström sich unterhielt, so war mir doch, als ob die blasse, steife, schwarzgekleidete Frau wie ein Gespenst einwirke. Das Blut wurde einem kalt, die Worte schienen einem nicht über die Lippen kommen zu können, und doch war sie so schön, daß man ihre Züge niemals wieder vergessen konnte.

Endlich war der Tisch zu Ende. Man erhob sich, der Lieutenant bot seiner Frau höflich den Arm, ich trat zu Fräulein Moren, um ihr den meinigen zu bieten, allein sie lächelte, hob die Augenbrauen und senkte den Kopf so, daß ich daraus schließen mußte, sie würde diese Aufmerksamkeit von mir nicht annehmen.

Man trat in den großen Salon, wo alle Fenstern zum Garten geöffnet waren, so daß die von Blumenduft gewürzte Sommerluft hineinzog.

Dalia verneigte sich vor ihrer Stiefmutter und führte ehrfurchtsvoll deren Hand an ihre Lippen, sprang dann zum Vater, umarmte und küßte ihn, worauf sie in den Garten rannte. Sie glich einem Vogel, welcher dem Bauer entflogen.

Frau Mallmenius setzte sich auf das den offenen Glasthüren gegenüberstehende Sopha, und Fräulein Moren nahm an einem Fenster Platz.

Der Lieutenant trat an die Thür und sagte zu mir gekehrt:

„Wenn Herr Sehlberg eine Cigarre rauchen mag, so lassen wir uns in der freien Luft nieder.“

Ich bejahte es, und der Lieutenant sagte dem alten Alexander, dem Haushofmeister, daß er Cigarren in den Garten bringen solle, wo wir uns niederließen. Der Lieutenant hatte sich auf eine Bank gerade vor den offenen Thüren gesetzt; seine Frau blickte gedankenleer ins Blaue, ohne auf einen bestimmten Gegenstand zu achten.

Es war diese stille Schönheit, die einem Marmorbilde glich, ein seltsames Räthsel. Eine so eigenthümliche Erscheinung mußte einen zwanzigjährigen Jüngling ergreifen.

Ich vertiefte mich in Muthmaßungen über die Stellung des Ehepaars und dachte an den Brief des Rectors, in welchem es hieß, der Vater habe den jüngsten Sohn beerbt, ohne daß dieses Erbtheil Glück zur Folge gehabt hätte.

Nachdem ich Agda Mallmenius eine Weile betrach-

tet und dabei die Ansichten des Mannes über den Plan, nach welchem man eine Bibliothek anlegen müsse, gehört hatte, warf ich meine Blicke von der Frau auf ihn. Er hatte offenbar gleich mir seine Frau angeschaut, allein es lag in dem Blicke, den er ihr zuwarf, ein Ausdruck, welcher den Charakter seines Gesichts durchaus veränderte.

Das Auge hatte eine dunkle Unterlage von Zorn, Kummer und Leidenschaft.

Mein Interesse am Lieutenant wuchs während dieser Betrachtung. Er konnte seinen Blick immer nur kurze Zeit von seiner Frau entfernen, gleichsam, als ob er darin einen quälenden Genuß gefunden hätte.

Als die zweite Cigarre ausgeraucht war, schlug er mir vor, daß ich ihn, falls ich ungleich meinen Vorgängern reiten könne, auf einem Ritte zu einem in der Nähe gelegenen Landstücke begleiten möge. Ich freute mich sehr, ein gutes Pferd besteigen zu können und nahm den Vorschlag sehr dankbar an, der mich überdies von dem peinlichen und alles Andere überbietenden Eindruck der Frau befreite.

Wir gingen durch den Salon. Der Lieutenant ergriff eine Hand seiner Frau, die sie ihm willenlos überließ, küßte sie und sagte in höflicher Weise:

„Ich und Herr Sehlberg reiten nach Kolbo."

Frau Mallmenius sah mich wie zum ersten Male an. Sie äußerte kein Wort, und wir näherten uns der Thüre. Als der Lieutenant auf die Schwelle trat, um fortzugehen, sagte eine helle kalte Stimme.

„Fräulein Moren, rufen Sie gütigst Dalia her."

Der Lieutenant warf einen zornigen Blick auf seine Frau und sagte noch: „Um sechs Uhr muß Dalia die gewöhnliche Wasserpartie machen. Fräulein Moren ist wohl so gut, dieses nicht zu vergessen."

Sie sagte nichts, sah den Mann gar nicht an und fuhr fort zu stricken. Fräulein Moren stand auf, wir gingen durch die Pfeiler der Vorhalle.

„Ich werde es Ihnen sagen lassen, wenn die Pferde bereit sind," sagte er und stieg die Marmortreppe hinauf, indeß ich mich langsamen Schrittes nach dem Flügel begab, wo sich mein Zimmer befand. Ich betrat die schmutzige Treppe, ohne darauf zu achten, so sehr war ich mit dem Gedanken an das Ehepaar beschäftigt.

Indeß ich einen Oberrock anlegte, machten sich mir vielerlei Fragen geltend, weshalb mein Zögling nicht erscheine, ob er krank oder verreist sei.

Ich kam zur Ueberzeugung, der Lieutenant sei

besser als sein Ruf, und er gefiel mir weit besser als seine schöne, schwarzäugige Frau, deren Antlitz mir beständig vor dem Blicke schwebte.

Ich hatte Zeit genug zu Betrachtungen, denn es verging eine Stunde, ehe Peter anklopfte und mir die Bereitschaft der Pferde anzeigte. Ich hatte also auch noch den Schluß ziehen können, es sei ein schweres Zerwürfniß zwischen den Gatten eingetreten, und die Gleichgültigkeit, der Mangel an wirklicher Ordnung entspringe daher. Die Frau kümmerte sich nicht um ihr Haus, und war äußerlich Alles ziemlich blank, so sah er auf nichts weiter, da er sonst genug zu thun hatte.

Als wir zu Pferde stiegen, schien das Gesicht des Lieutenants nicht so ruhig, als vorher. Es sah aus, wie das Meer, wenn es nach dem Sturme noch auf und ab wogt.

Um 6 Uhr ritten wir fort, auf einem Seitenwege, neben dem See, der sich entlang wand. Ich sah Fräulein Moren und Dalia in einem Boote, letztere ruderte. Dieses gab mir Muth, nach meinem Zögling zu fragen.

„Agathon hat sich ein Bein beschädigt," antwortete der Lieutenant. „Ich werde ihn morgen kommen lassen, damit er seinen Lehrer kennen lerne. Sein Zimmer

liegt gerade gegenüber dem Ihrigen," fügte er hinzu und ging dann auf andere Gespräche über.

Der Weg, den wir von Erikstorp auf Kolbo ritten, war nicht ohne einige recht hübsche Aussichten. Anfänglich hatten wir rasch geritten, der Lieutenant bei offenbar nicht normalem Temperament in großer Hast, allein nach kurzer Frist hielt er plötzlich an und sagte:

„Ich muß Sie achten, Sie sitzen wie ein alter Cavallerist zu Pferde und sehen recht wie ein Herr aus. Sie sind der erste Lehrer, der mich nicht durch sein schulfüchsiges Wesen und demüthige Verbeugungen geärgert hat. Sie scheinen mir dazu nicht sehr geschaffen."

„Nicht allzusehr," antwortete ich lachend und klopfte dem Pferde den Hals.

Der Lieutenant warf bei dieser Antwort einen scharfen Blick auf mich, und wir setzten den Ritt in sanftem Trabe fort.

Nach kurzem Schweigen bemerkte er:

„Sie haben wohl mehr von mir gehört, nachdem Sie die Stelle bei mir angenommen haben."

„Ich habe gar nichts gehört," antwortete ich.

„Wirklich? das wundert mich. Ich bin sonst bei

den Studenten schlecht angeschrieben und ich konnte wirklich keinen guten Lehrer erhalten, weil Niemand den Versuch wagen wollte, hierher zu kommen. Rektor D. war so freundlich und gewann Sie, allein es wundert mich, daß keiner Ihrer Kameraden Sie über die Abscheulichkeit von Erikstorp aufgeklärt hat."

„Ich bin erst vor Kurzem eingetreten," war meine Bemerkung.

„So haben Sie noch nicht alles vernehmen können, was man über mich in Upsala erzählt. So erklärt es sich. Einstweilen berichte ich Ihnen nur, daß ich vier Lehrer in einem Jahre gehabt habe und seitdem Agathon Lehrer erhält, habe ich ihrer acht bei mir gesehen."

„Der beständige Wechsel der Lehrer muß auf den Zögling nachtheilig gewirkt haben," sagte ich.

„Wohl möglich, allein ich konnte es nicht ändern. Ich wünschte, daß es in der Zukunft anders würde, allein ich hege in dieser Hinsicht nicht allzu große Erwartungen. Man kann sich nicht leicht mit mir vertragen, und Sie werden doch wohl schon vernommen haben, daß ich ein großer Despot in meinem Hause bin."

Ich sah ihn dabei an und bemerkte, daß ein ironisches, bitteres Lächeln über seine Lippen zog.

„Sie schweigen, gut, — das heißt, Sie haben so viel über meine Verdienste gehört. Es wäre schön, wenn wir beide nicht in Streit mit einander geriethen. Sie gefallen mir dem Aeußern nach. Beim ersten Zusammentreffen haben Sie einen günstigen Eindruck auf mich gemacht, und da Sie jung sind, werden Sie sich schon mein Wohlwollen zn gewinnen verstehen." Er schwieg einen Augenblick und fuhr dann fort: „Wann wollen Sie mit Ihrem Zöglinge anfangen? Es eilt gar nicht, ich wünschte, daß Sie sich in den ersten Tagen etwas heimisch machten und mit Ihrem Eleven so wie mit der übrigen Umgebung bekannt würden."

„Vom Rector D. hörte ich — er wartete keine Antwort von mir ab — daß Ihnen auch andere Stellen vorgeschlagen worden waren, weshalb wählten Sie die bei mir?"

„Aus dem einfachen Grunde, weil Sie die besten Bedingungen boten."

„Sie sind also sparsam?"

„Ich bin ein armer junger Mann und will Medizin studiren. Ich habe also einen langen und kostspieligen Weg vor mir."

„Wollen Sie Arzt werden?"

„Ja."

„Ein schönes Vorhaben, aber ich fürchte, Sie werden mit der Zeit ein allzu hübscher Mensch, um zu diesem Berufe zu passen. Man kann nichts für sein Aeußeres, nur daß ich aus Erfahrung sagen kann, daß derjenige der glücklichste ist, der kein vortheilhaftes Aeußeres besitzt."

Er kam nun auf philosophische Betrachtungen über menschliche Schönheit im Allgemeinen und sprach sich fast mit Bitterkeit darüber aus.

Wir kamen spät Abends nach Erikstorp zurück, Alexander meldete seinem Herrn, Madame habe sich niedergelegt und werde nicht soupiren. Dalia war während des Abendessens recht munter. Selbst Fräulein Moren sah nicht so versteinert aus, und die Luft war freier, trotz Herrn Sjöströms Anwesenheit.

Dieser gehörte zu den unangenehmen Figuren, die so curios aussehen, daß man sie vor Verlegenheit erstarrt hält. Arme und Beine schienen ihm lästige Glieder zu sein, über welche er keine Macht hatte, und die er nicht zu placiren wußte. In jeder Hinsicht war er äußerst genirt in seinen gutgebürsteten, feinen Kleidern, so daß man annehmen mochte, daß er sie sich geborgt hätte, und so oft man ihn anredete, erröthete er, als ob ihn ein Blutschlag getroffen hätte.

Die Anwesenheit der jungen Frau zu Mittag schien alle Freude verjagt und eine Unterhaltung in ihrer Gegenwart unmöglich gemacht zu haben.

Der erste Tag meines Aufenthalts in Mallmenius Hause schloß so ganz angenehm, und ich begab mich auf mein ärmliches Zimmer, ohne die Bekanntschaft meines zukünftigen Zöglings gemacht zu haben.

Dort öffnete ich ein Fenster, um eine Cigarre zu rauchen und noch eine Weile über den verflossenen Tag nachzudenken. Ich hatte so ungefähr eine Stunde zugebracht, als ein eigenthümlich ächzender Ton aus einem Zimmer meine Aufmerksamkeit fesselte.

Ich horchte und vernahm deutlich, daß Jemand weinte und jammerte. Ich stand auf und ging an die dahin führende Thüre, die Schlüssel waren herausgezogen und ich trat auf den Corridor, indeß Klagen und Seufzer lauter und heftiger wurden, allein auch die Thür des Vorsaals hatte keinen Schlüssel.

Ich klopfte, erhielt aber keine Antwort als Schluchzen.

Unruhig geworden, sprang ich die Treppe höher und rief laut nach Peter.

Ein Mädchen kam aus der Küche und sah mich an, dann frug sie mich, was los sei.

„Neben mir ist Jemand krank, der Schlüssel ist herausgenommen, so daß man dem nicht beistehen kann, der sich darin befindet.“

„Ach, das ist ja nur Agathon,“ antwortete sie gleichgültig. „Der weint und klopft jeden Abend, seitdem er sich das Bein beschädigt hat, das hat nichts zu sagen, der Junge ist nur ungeduldig.“

„Aber ich will zu ihm, sagte ich in befehlendem Ton, und dazu mußt Du mir den Schlüssel verschaffen.“

„So sagen Sie. Den hat Frau Sjöström, und sie ist zu Bette gegangen. Wir haben keine Lust, sie um des Knaben willen zu wecken, denn da würde es uns schlimm ergehen.“

Das Mädchen stand mit der Hand an der Thür und hielt diese Rede, indessen erblickte ich in der Küche eine Handaxt stehen.

„Du willst mir also den Schlüssel zur Stube des Sohnes Deines Hausherrn nicht verschaffen?“ frug ich.

„Nein, nicht jetzt in der Nacht, wohl aber morgen.“

„So öffne ich mir die Thür selbst und erzähle es morgen Deinem Herrn.“

„Das lassen Sie wohl sein, dann wird mein Herr ganz gewiß sehr böse werden.“

Als sie dieses gesagt, ergriff ich die Axt und lief die Treppe hinunter. So gelang es mir leicht die Zwischenthüre zwischen meinem und des Knaben Zimmer zu öffnen. So leise geschah es nicht, daß es nicht ein ziemliches Geräusch gemacht hätte, so daß diejenigen, die über meinem Zimmer wohnten, davon geweckt werden mußten. Mir war das gleichgültig. Ich hatte nur den Wunsch, dem Kranken so bald als möglich beistehen zu können. Als endlich die Thür sich öffnete, und ich eintrat, sah es aus, als ob das Zimmer aller Möbel beraubt worden wäre. Es fand sich nur ein Feldbett, ein Tisch, ein Stuhl und ein kleines Bureau.

Ich eilte zum Bette, wo des reichen Mannes einziger Sohn lag. Ein solches war in der Hütte der Armuth, nicht im großen prachtvollen Erikstorp zu erwarten. Die beschmutzten Betttücher, die zerrissene Decke und die wenigen Polster zeugten nur von Armuth.

Auf diesem Bette ruhte ein blasser Knabe; das Gesicht ins Polster gedrückt, schien er unter schweren Schmerzen zu leiden. Ich erkannte in kurzer Zeit, an welchem Leiden er darniederliege.

Seit Tante Emilie's Krankheit und Tod hatte ich

mit unverkürztem Augenmerk allen Kranken und Leidenden Theilnahme und Aufmerksamkeit geschenkt und mir so eine gewisse Bekanntschaft mit allen äußeren Leiden verschafft. Auf dem Gymnasium wurde ich um Hülfe gebeten, wenn einer der Kameraden sich verletzt hatte, daher kam es, daß ich, da der Knabe nicht sprechen konnte, mich davon zu überzeugen suchte, ob ein äußerer Schade seine Schmerzen veranlasse. Der Vater hatte von einer Verletzung am Beine geredet, konnte es wohl daher rühren? Ich nahm die Decke ab und fand, daß das eine Bein mit vielen Lumpen umwickelt war, denn man konnte die Umschläge nicht füglich anders bezeichnen. Ich löste sie ab, und diese Berührung schien die Schmerzen zu vermehren, denn er stieß lauten Klageschrei aus.

Es konnte nur einen widrigen Eindruck machen, den traurigen Zustand dieses Beines zu schildern. Anfänglich mochte die Verletzung nur eine unerhebliche gewesen sein, die durch Vernachlässigung und Mangel an Pflege in eine um sich fressende Wunde verwandelt worden war. Das Bein war geschwollen und stark entzündet. Als ich die schmutzigen Lumpen abziehen wollte, mußte ich sie mit Wasser benetzen, da sie in der Wunde fest saßen, und es war der Anblick des

Beines wirklich ein gräßlicher. Um die Schmerzen und etwas die Entzündung zu lindern, schien mir nichts besser zu sein, als kalte Umschläge zu gebrauchen, wie ich es bei den Kameraden auf dem Gymnasium, wenn sie sich geschlagen hatten, anzuwenden pflegte.

Indeß ich hiermit beschäftigt war, ging die Thür der Vorderstube auf, und Frau Sjöström erschien mit einer Nachtmütze auf dem Kopf uud einen großen Shawl um die Schultern.

„Was bedeutet dieser schreckliche Lärm?" frug sie und trat an's Bett. „Warum schreit Agathon, und was haben Sie hier zu thun?"

Agathon jammerte laut; bei dem Tone ihrer Stimme sprang er aber auf und suchte das Jammern zu unterdrücken. „Das Geräusch entstand, weil der Knabe eingeschlossen war, und ich, um ihm beizustehen, die Thür öffnen mußte. Wollen Sie wissen, weshalb er klagt, so werfen Sie gütigst einen Blick hierher. Nach diesem Anblick brauche ich Ihnen nicht mehr zu sagen, weshalb ich hier bin."

„Herr Gott!" rief Frau Sjöström mit veränder- tem Tone aus, „hat Guttro das Bein so schlecht be- sorgt? Das sage ich ja immer, daß nichts ordentlich geschieht, wenn ich nicht dabei bin. Armer Agathon!

Hätte ich ahnen können, daß Guttro nicht für ihn sorgt, so hätte ich es selbst gethan, allein weshalb hat Agathon geschwiegen, wenn er auf war? Bedürfen Sie etwas zu den Umschlägen, so will ich es rasch holen und dann den Knaben warten."

Ich bat um Leinen und reines Betttuch. Sie eilte fort, das begehrte zu holen. Als sie fort war, rief Agathon erschrocken aus:

„Laß sie nicht bleiben, laß sie nicht bleiben," und faßte dabei heftig meine Hand.

Er hatte solche Angst vor dieser Frau, daß diese selbst die Schmerzen überwand.

Frau Sjöström kam mit Leinen und Betttuch zurück. Ich hob den Knaben so, daß er umgebettet wurde und legte dann einen ordentlichen Umschlag um, worauf ich erklärte, sie möge nur zu Bette gehen, da ich bei Agathon bleiben wolle.

Frau Sjöström sprach einige verbindliche Worte über meine Güte u. s. w., führte einen Zipfel des Tuchs an's Auge, als ob sie eine in der That dort nicht befindliche Thräne wegwischen wollte, die aber aus Rührung über mein Verhalten vergossen sein sollte. Sie schlug Agathon auf den Kopf, verneigte sich vor mir und entfernte sich.

Nach dem dritten Umschlage hatte sich der Schmerz im Beine bedeutend gelegt, und Agathon schlummerte endlich ein, so daß auch ich mich auf mein Bett werfen konnte, bis nach einer Stunde ein neuer Umschlag umzulegen war.

Zum ersten Male übernahm ich die Rolle eines Arztes, und ich wollte sie so gewissenhaft als möglich durchführen.

Als der Morgen anbrach, war auch Frau Sjöström schon wieder da, um sich nach Agathons Befinden zu befragen. Er schlief ganz ruhig.

„Ich bin schon bei dem Lieutenant gewesen,“ sagte sie, „um ihm zu sagen, er möchte den Arzt kommen lassen, und ich habe auch eine ordentliche Pflegerin für Agathon erwirkt. Ich habe den ganzen Haushalt unter Händen und kann ihm die ihm gebührende Aufsicht nicht bieten. Wäre es hier, wie im andern Hause, so wäre nicht so viel Mühe nöthig, allein Sie werden schon selbst erfahren, wie wenig man bei dem besten Willen leistet. Es ist ein Glück für Agathon, daß er einen so theilnehmenden neuen Lehrer hat. Er bedarf desselben, der arme Junge.“

Frau Sjöström seufzte und fügte hinzu: „so bald die alte Lova nach Erikstorp kommt, soll sie den Kna-

ben pflegen. Auf diese Frau kann man sich durchaus verlassen. Sie ist an Krankenpflege gewöhnt."

Ich kleidete mich an und sann darüber nach, was Frau Sjöström eigentlich für eine Person wäre. Ich empfand große Abneigung gegen sie. In ihren grauen, unruhigen Augen lag etwas, das ein Mißtrauen einflößte, und so hatte sie auch einen unangenehmen Zug um den Mund. Ihr ganzes Gesicht verkündete Schlauheit und Verstellung.

Ich konnte diesen Mangel an Sympathie für sie in keiner Weise merken lassen, war ich doch nur zu kurze Zeit im Hause. Ich hatte mich erst 24 Stunden hier aufgehalten. Eine innere Stimme sagte mir unterdessen, wir beide würden bald in Streit mit einander gerathen.

Ich zeigte ihr kalte Höflichkeit und hörte ihre Rede stillschweigend an. Frau Sjöström schien mich jedoch mißtrauisch anzublicken, als ob ich nicht ihr Günstling zu werden, Aussicht haben könnte.

Eine Stunde nach ihrer Entfernung erschien ein altes Weib, die sich als Lova vorstellte. Sie hatte ein frommes Aeußeres.

Ich sagte ihr, was sie zu thun habe, wenn Agathon erwache und eines Umschlags bedürftig werde,

ging dann in mein Zimmer, um meine Toilette zu vollenden und nach der durchwachten Nacht eine Promenade im Freien zu machen.

Peter kam mit dem Kaffe, der so schlecht war, daß ich ihn kaum trinken konnte. Die unschmackhaften Brödchen blieben unberührt liegen.

Als ich von meinem Spaziergange zurückkehrte, war Peter beschäftigt, mein Zimmer in Ordnung zu bringen. Er ordnete gerade meine sehr einfachen Toilettengegenstände auf dem Tische, wo der Spiegel stand, und fuhr während meines Eintritts fort, indeß er forschende Blicke auf mich warf.

Offenbar hatte er etwas auf dem Herzen, doch wagte er nicht, mich anzureden.

„Wie befindet sich Agathon?" frug ich.

„Er schläft noch," antwortete Peter, kehrte sich zu mir und richtete seine schlauen Augen auf mich.

„Wann frühstückt man?" fuhr ich fort.

„Um 11 Uhr unten im Speisesaal, nur die Herren frühstücken zusammen," antwortete er.

„Gut, Du kannst mir anzeigen, wann die Zeit ist."

„Das thut wohl nicht noth, denn Sie hören zum Frühstück läuten, allein ich möchte, wenn ich es nur

wagen dürfte, etwas anders sagen." Er ging bis an die Thür und blieb da stehen.

„Weshalb wagst Du es nicht?"

„Weil Sie so streng sind, daß ich, wenn ich etwas Ihnen Mißliebiges sagte, leicht die Treppe hinuntergeworfen werden könnte."

„Wenn Du naseweise bist, kannst Du dieses auswirken, ist Dir aber sonst etwas auf dem Herzen, so sprich es frisch aus."

„Ich danke für die Erlaubniß. Ich möchte Ihnen sehr gern dienen und auch dem Agathon, so viel ich kann, und deshalb mache ich Sie darauf aufmerksam, dem Lieutenant nichts sagen zu wollen, wodurch Frau Sjöström einen Verdruß hätte, denn dann würde Agathon bald seinen neuen Lehrer verlieren. Hier im Hause sind, das müssen Sie wissen, wunderliche Verhältnisse."

„Es ist schon gut, Du kannst gehen," unterbrach ich ihn und zeigte nach der Thür.

Ich mochte mir niemals durch die Dienstboten Aufklärungen über die Herrschaft geben lassen und wollte es auch diesmal nicht thun.

Ueber Agathon und Frau Sjöström stand mein Beschluß schon fest, ich wollte dafür sorgen, daß der Knabe die benöthigte Pflege erhielte und die inneren

Verhältnisse beobachten, um beurtheilen zu können, woher die Gleichgültigkeit für den Sohn des Hauses rühre.

War es Schuld des Vaters, der die Tochter so sehr zu lieben schien, hatte er ungefähr wie meine Mutter für sein jüngeres Kind keine Zuneigung, so ließ sich nichts darin machen. Ich selbst war Opfer solcher Parteinahme gewesen und mußte demnach den, den ein gleiches Unglück betraf, mit besonderer Theilnahme behandeln.

Beim Frühstück sagte der Lieutenant, nachdem er mich begrüßt hatte:

„Ich höre mit Bedauern von Frau Sjöström, daß Agathons Bein sich verschlimmert hat und zwar aus dem Grunde, weil die Wärterin ihn vernachläßsigt hatte. Der Knabe ist eigensinnig und nicht leicht zu behandeln, so daß die Dienerschaft nicht viel für ihn übrig hat. Doch hat mir Frau Sjöström's Beschreibung leid gethan, und ich danke Ihnen dafür, daß Sie seine Schmerzen gelindert haben. Der Arzt ist schon beschieden und eine alte Dienstmagd, die seit längerer Zeit Wärterin ist, soll den Knaben von nun an pflegen.“

Nachdem er dieses bemerkt, wandte er sich zu Herrn

Sjöström und theilte ihm einiges über das Gut mit. Der junge Inspector sah dabei aus, als wollte er gleich platzen.

Nach dem Frühstück trennten wir uns. Der Lieutenant wollte ausreiten und bat mich, den Arzt zu empfangen, um später dessen Ansicht über Agathon's Leiden hören zu können.

Ich ging gleich zu Agathon und war über die in seinem Zimmer vorgegangene Veränderung überrascht. Man fand Stühle, Tische, ein Sopha, eine Kommode, Gardinen am Fenster, eine schöne Decke lag auf dem mit mehreren Kissen versehenen Bette.

Lova saß bei dem Kranken. Agathon's Gesicht war ruhig.

Er sah mich mit dankbarem Blick an.

Gegen Mittag kam der Arzt, gab genaue Vorschriften für die Behandlung des Knaben und sagte mir im Vertrauen, der Beinschade bedeute nicht viel, allein er sei deshalb so nachtheilig, weil Agathon skrophulös sei, und nun eine vollständige Kur durchmachen müsse. Schon am andern Morgen sollte er mit einem Decoct anfangen und dann die vorgeschriebene Diät befolgen.

Eine Stunde vor Tische theilte ich dem Lieutenant

alles mit. Frau Sjöström erhielt darauf die Anweisung, daß die Vorschriften des Arztes streng befolgt werden müßten.

Es wunderte mich sehr, daß Mallmenius gar nicht daran dachte, seinen Sohn zu besuchen, sondern ihn ganz und gar der Pflege der Frau Sjöström überließ. Frau Mallmenius hatte am Tische wieder kein Wort gesprochen. Ich erwartete durch irgend eine Aeußerung von ihr zu erfahren, daß sie etwas von der Krankheit ihres Stiefsohnes gehört habe, allein es war vergebens, sie öffnete nicht den Mund, ja sie hatte nicht einmal einen Tadel an Dalia. Fand ich sie am ersten Tage schön, so war sie mir am zweiten eine so quälende Schönheit, daß ihr Anblick einen Schmerz verursachte, von dem ich mich nicht befreien konnte. Es waren so regelmäßige Züge, daß das Auge unwillkürlich von ihnen gefesselt wurde, indeß das Herz an der Ruhe und Kälte des Ausdrucks litt.

Wenn dieser Marmor belebt würde, wenn das Kinn erglühn, das Auge von Liebe strahlen, der Mund von Güte lachen könnte, so wäre sie eine herrliche Erscheinung — dachte ich. Jetzt aber — jetzt quält mich ihr Anblick, und mein Herz friert.

Hätte man nur in ihrer Abwesenheit diesen Ein-

druck vergessen können, allein dem war nicht so. Ihr Bild begleitete mich überall hin, wie ein Spuk, von dem ich weder Phantasie noch Gedanken loslösen konnte.

So vergingen mehrere Tage in Gleichförmigkeit.

Diese widmete ich meinem zukünftigen Zöglinge, gab Acht, daß alle seine Bedürfnisse befriedigt würden und plauderte mit ihm, damit er seine Schmerzen vergesse.

Agathon's Laune war bedrückt und meine Freundlichkeit übte einen guten Einfluß auf ihn aus. Er wurde mit der Zeit mittheilender und gemüthlicher, geduldig bei den Schmerzen und dankbar für jeden Beweis von Theilnahme. Gegen mich und Lova war er niemals unfreundlich, allein sobald Frau Sjöström hereinsprang, änderte er sein Benehmen, schwieg eigensinnig und konnte nicht vermocht werden, ihre Fragen zu beantworten. Agathon zeigte eine innere, unterdrückte Erbitterung mit Furcht, einen stillen Haß, der sich keine Luft machen wollte.

Von den Gliedern der Familie besuchte ihn nur Dalia. Sie brachte viele Stunden bei dem Bruder zu, und war dann so angenehm, zart und gut gegen den armen Knaben, daß auch mein Interesse an

dem Mädchen zunahm. Es lag in der 14jährigen Dalia ein so feines Gefühl, eine so ungewöhnliche Bedachtsamkeit, daß man sich darüber wundern mußte. Wenn sie bei ihm war, und ich mich bei ihnen aufhielt, fiel mir auf, auch Dalia's Leben müsse ihre Schatten gehabt haben, so daß sie mit Seelenleiden bitterer Art eine für ihr Alter frühe Bekanntschaft gemacht haben müsse.

Sie war im Allgemeinen heiter und suchte durch ihre Heiterkeit Agathon aufzumuntern, allein trotzdem lag in ihrem großen Auge ein Ausdruck, welcher erkennen ließ, daß des reichen Mannes junge Tochter nicht immer auf Rosen wandelte.

In dieser Familie wich alles, das größte wie das kleinste, so sehr von dem ab, was mir bisher vorgekommen war, daß ich mich von selbst über mein Benehmen unsicher fühlte. Meine Kenntniß vom Leben und vom Menschen war noch nicht so groß, daß ich meine Umgebung von vornherein hätte richtig beurtheilen können.

So war fast eine Woche vergangen. Agathon's Bein hatte sich gebessert, und er konnte schon auf dem Sopha liegen.

Das Verhältniß zwischen mir und Frau Sjöström

fing an etwas gespannt zu werden, da ich immer an Agathon's Medizin und Diät erinnern mußte. Die Unordnung auf unserm Flügel war eine so große, daß meine Geduld auf harte Proben gestellt wurde.

Der mir gebrachte Kaffee war so schmutzig, daß ich ihn kaum trinken konnte, die Speisen für Agathon oft so elend, daß ich Frau Sjöström auf deren Untauglichkeit aufmerksam machen mußte. In den ersten Tagen beantwortete sie meine Klagen mit einem Wortschwall, sie habe so unordentliches Dienstvolk, sie müsse alles selbst machen, allein da meine Klagen sich täglich erneuerten, brach ihre Geduld, und sie legte endlich die gefällige Maske ab. — „Wäre Herr Sehlberg so sehr mit allem unzufrieden, so thäte er am Klügsten, seine Stelle zu verlassen, ehe er sie übernähme."

Ich muß bemerken, daß ich mich niemals über meine eigne Bedienung geäußert hatte, sondern lediglich über Dinge, welche Agathon betrafen.

Unterdessen war mir einiges klar geworden. So fand ich meine ursprüngliche Annahme, daß die Hausordnung ganz und gar dem Dienstpersonal überlassen war, an dessen Spitze Frau Sjöström stand, vollständig bewahrheitet.

Agda Mallmenius bekümmerte sich nicht im min-

besten um ihr Haus; Alles war Sache der Frau Sjöström, das einzige Wesen auf Erikstorp, mit dem sie sich in Unterhaltung einließ. Der Lieutenant selbst war einer der unruhig thätigen Menschen, die sich gar keine Ruhe gönnen. Das Gut und alle seine andern Besitzungen beschäftigten ihn so sehr, daß er keinen Augenblick Zeit übrig hatte, um sich um die innere Haushaltung zu kümmern. Alle seine Mußestunden widmete er dem Studium der Erziehung Dalias, das heißt, der Ueberwachung ihres Unterrichts.

Letzteren mit Bezug auf Fräulein Morens Lectüre hatte auch ich zu beachten Gelegenheit.

Seine Einmischung mißfiel mir sehr, und ich nahm mir vor, noch ehe ich meine Lehrerstelle begann, dergleichen nicht zuzulassen.

Er wurde von dem Inspektor, der Gouvernante, der Dienerschaft gefürchtet, nur Frau Sjöström schien keinen solchen Respect zu empfinden. Der Lieutenant hielt sie für das zuverlässigste und brauchbarste Wesen auf der Welt und glaubte wirklich, wenn sie Erikstorp verlasse, würde Alles im Hause drunter und drüber gehen. Sie galt ihm als non plus ultra aller Klugheit.

Sie verstand es auch, in seiner Gegenwart eine

Wachsamkeit und Behendigkeit, einen Eifer zu zeigen, der sein Urtheil gänzlich irre leitete.

Saß er im Salon, so stürzte sie herein und fing an zu ordnen und zu stauben, als ob nichts ohne sie geschehen könne. Sie webte, sie spann, sie war im Hausgarten, in der Milchkammer, in der Speisekammer, in der Küche, überall. Sie war des Lieutenants Alles in Allem. Wehe dem, der etwas an ihr tadelte. Kinder, Lehrer, Gouvernante mußten sich Alles gefallen lassen und durften sich keine Bemerkung erlauben; war einer so dreist, diese zu versuchen, so brach der Lieutenant jede Klage ab und sagte einfach:

„Frau Sjöström ist ein vortreffliches Frauenzimmer und ich will keine Unzufriedenheit mit ihr hören."

Dieses und manches Andre über die Geheimnisse des Hauses hatte Agathon bei unsrer Unterhaltung mitgetheilt. Der Knabe zeigte große Unzufriedenheit mit der vortrefflichen Haushälterin, die nach seiner Behauptung die böseste Person in der Welt war.

„Ehe sie nach Erikstorp kam," pflegte er zu sagen, „war Papa immer gut gegen mich, allein als der kleinere Bruder starb und Frau Sjöström die Macht erhielt, betrachtete Papa mich wie ein thörichtes Kind, welches keiner Sanftmuth bedarf. Ich werde es ihr

nie verzeihen, daß sie behauptet hat, ich hätte die Kiste mit getrockneten Früchten aus Portugal genommen. Papa gab mir viele Schläge, damit ich bekennen möge, und seitdem habe ich nicht an seinem Tische essen dürfen, obschon ich durchaus unschuldig bin."

Diese und ähnliche Mittheilungen flößten mir den Gedanken ein, Frau Sjöström stifte Böses, und ihr Sohn, der Inspector mit seinem demüthigen Wesen gleiche im Grunde seiner Mutter.

Agathon sprach niemals von seiner Stiefmutter, und es konnte mir nicht einfallen, Erkundigungen darüber einzuziehen. Ueber Frau Sjöström unterhielt er sich am liebsten, und so oft er mit mir allein war, beklagte er sich über sie. In Allem, wobei sie betheiligt war, erhielt er nichts Ordentliches. Wenn er des Morgens Milch trinken sollte, war diese zur Hälfte sauer und blau, die Brödchen, womit wir beide bewirthet wurden, waren höchstens als Schleudersteine zu gebrauchen. Als er einmal einige der Leiden, die er dieser Frau zu verdanken hatte, beschrieb, sagte er:

„Wenn nur Papa einmal in unsre unreinen Zimmer käme, und sähe, wie es in diesen aussieht, so sollte es schon anders werden, allein er betritt nie den linken Flügel. Seitdem Brüderchen gestorben,

will er die Schwelle nicht übertreten. Das weiß die Elende und kümmert sich nicht um unsre Zimmer."

Er erwähnte niemals, daß die Stiefmutter diesen Unannehmlichkeiten abhelfen könne, sondern sprach immer nur vom Vater. Agda war für ihn gewissermaßen gar nicht vorhanden.

Ich war acht Tage auf Erikstorp gewesen, und obschon wir uns jeden Mittag sahen, hatte sie noch kein Wort mit mir gesprochen. Ich hatte noch kein Wort von ihr gehört, als den Befehl, daß Dalia ihr folgen solle. Von Fräulein Moren hatte sie einmal ein Glas Wasser und ein andermal eine Garnhaspel gefordert. Dalia und Alle, die sie ansprach, schienen erschrocken und als Dalia den Befehl erhielt, ihr zu folgen, erblaßten die Wangen und drückten die Augen große Angst aus.

An Agda heftete sich ein unglückverkündendes Geheimniß und Alle, die in ihre Nähe kamen, wurden unangenehm davon berührt.

2.

Am achten Morgen meines Aufenthalts in Erikstorp, als Peter am Morgen kam, mir Kaffee und Agathon Milch zu bringen, war meine Geduld zu Ende, denn der Knabe, dem alle Säure verboten war, erhielt saure Milch und ich einen ungenießbaren Kaffee. Ich wollte die Vernachlässigung der Frau Sjöström nicht länger ertragen und wollte ihr zu verstehen geben, daß ich kein so geduldiges Wesen sei, als Agathon. Nachdem ich Agathons Milch gekostet, sagte ich zu Peter:

„Trage die ganze Geschichte zur Haushälterin, verlange süße Milch für Agathon und trinkbaren Kaffee für mich."

Peter stand mit der Schüssel still und sah verlegen aus.

„Hast Du nicht gehört, was ich Dir befohlen habe?" rief ich, da er sich nicht von der Stelle bewegte.

„Ich wage es nicht, Ihnen zu gehorchen," stotterte er und sah ganz unglücklich aus, „wenn ich eine solche Meldung mache, so läßt die Frau mich fortjagen."

„Also ich soll Dir Schläge geben?“

„Gewiß wünsch' ich das nicht, allein ....“

„Du thust, was ich Dir sage, oder — — — ich stehe Dir dafür ein, daß Du nicht fortgejagt wirst. Marsch! ....“

Peter ging langsam an die Thür, dann kehrte er sich um und sagte mit kläglicher Miene:

„Die Frau verzeiht Ihnen das niemals und wird Ihnen eben so viele Unannehmlichkeiten bereiten, wie sie es bei den übrigen Lehrern gethan hat. Sie hat schon über Sie geklagt, und Sie werden fortgehen müssen.“

„Das geht Dich nichts an, bringe nur süße Milch für Agathon, wie der Arzt es vorgeschrieben hat.“

Peter ging und ich hatte meine Toilette sehr bequem vollenden können, ehe er wieder eintrat. Als er zum Vorschein kam, hatte er nichts mit sich und sah sehr betrübt aus.

„Nun?“ frug ich in scharfem Tone.“

„Ach, lieber Herr, es ging, wie ich es Ihnen sagte: die Frau wurde böse, gab mir ein paar Ohrfeigen, und befahl mir, Ihnen zu sagen, Sie werde den Lieutenant fragen, ob er dem Lehrer erlaube, solche Unhöflichkeiten an sie zu schicken. Sie befahl Ihnen

zu sagen, sie lasse sich von einem Jungen nichts befehlen."

„Gut, wir werden schon mit einander sprechen, sorge Du nur für Agathon's Milch, sonst gehe ich gleich zum Lieutenant."

Gleich darauf kam Peter mit Agathon's Milch — ich erhielt aber keinen Kaffee.

Ich machte einen längeren Spaziergang, und als die Frühstücksglocke läutete, betrat ich den Speisesaal.

Der Lieutenant grüßte zum ersten Male mit einer herablassenden Verbeugung des Kopfes, ohne daß er mich angesprochen hätte. Die Hausfrau war nicht da, und das war mir sehr angenehm. Es sollte also zum offenen Streite kommen. Ich hatte nur aus uneigennützigem Interesse für Agathon gehandelt und ich verließ mich auf den Sieg des Guten und Rechten hier im Leben.

„Wenn Du thust, was Gewissen und Herz befehlen, so kannst Du eines glücklichen Ausgangs gewiß sein," hatte Tante Emilie zu mir gesagt, und diese Worte waren meiner Seele eingegraben, so daß ich nur nach ihnen handeln konnte.

Die Mahlzeit ging still vorüber. Von da begab ich mich auf die Bibliothek.

Ich hatte da eine halbe Stunde gesessen, als Jemand eintrat, allein ich irrte mich, als ich Herrn Mallmenius erwartete, denn es war zu meiner nicht geringen Ueberraschung Frau Sjöström, die wiederum verwundert schien, mich da zu finden. Sie hielt einen Staubwischer in der Hand und hatte jeden Staub vertreiben wollen, bis Mallmenius nach Hause käme.

Ich stand gleich auf und ging ihr entgegen, indem ich sagte: „Es ist schön, daß ich Sie hier finde, denn ich wollte Sie aufsuchen.“

Ihre Mütze mit dem vielfarbigen Bande kam in Bewegung und sie warf einen schrägen Blick auf mich, wobei sie sich an einem Tische beschäftigte, an dem sie den Staubwischer verwendete. Sie gab mir folgende Antwort:

„Sie hätten ja den Peter schicken können, um mir alles sagen zu lassen. Es ist auch eine Mittheilung von Gedanken, wenn man Dienstleute zu Boten macht. Hier im Hause ist es keine Sitte.“

„Deshalb wollte ich selbst Sie aufsuchen, um Sie doch darum zu bitten, daß Agathon das, was ihm zukommt, ordentlich erhalte. Er kann sich nicht bessern, wenn man nicht den ärztlichen Vorschriften Folge leistet, und es herrscht doch in allem, was ihn betrifft,

eine solche Unordnung, daß ich Sie inständig bitten muß, diese Angelegenheit anders einrichten zu lassen. Ich rede gar nicht von der Unreinlichkeit, die mir zu Theil geworden ist, obschon ich nicht daran gewöhnt bin — es handelt sich nur um den kranken Knaben."

„So, Sie reden von sich selbst. Sie sind gewiß daran gewöhnt, wie ein Prinz behandelt zu werden," unterbrach sie mich, und maß mich von Kopf zu Fuß. „Andere mögen das gethan haben, allein hier werden die Lehrer so gut bezahlt, daß sie mit einer Aufwartung wie andere Besoldete zufrieden sein müssen. Die Dienerschaft hat mehr zu thun, als um den Jungen und dessen Lehrer sich unnöthige Mühe zu machen. Sind Sie nicht zufrieden, so sagen Sie es dem Lieutenant, er wird Ihnen schon Antwort geben. Ich mag in den gewöhnlichen Anordnungen keine Veränderung eintreten lassen, schmeckt Ihnen der Kaffee nicht, so brauchen Sie ihn nicht zu trinken, allein da der Lieutenant und seine Frau damit zufrieden sind, so mag es der Lehrer wohl auch sein."

Sie benutzte mit großer Heftigkeit den Staubwischer, so daß eine Staubwolke mich umgab. Ich trat an das offene Fenster und sagte ganz ruhig:

„Wenn Frau Sjöström keine Aenderung will ein-

treten lassen, so bin ich gezwungen, mich an die Hausfrau zu wenden, damit Agathon das ihm Gebührende erhalte."

Frau Sjöström drehte sich um und starrte mich an.

„Wollen Sie mit Frau Mallmenius sprechen?"

„Ja heute noch werde ich ihr erzählen, wie es ihrem Stiefsohn geht."

Mit diesen Worten verließ ich die Bibliothek, stieß aber im Cabinet auf Fräulein Moren, die an der Thür horchte. Die Gouvernante schien nicht im mindesten verlegen, bei einem so unpassenden Geschäfte überrascht zu werden. Sie stellte sich nur etwas zur Seite und ließ mich vorbeigehen, wobei sie die Augenlider senkte und auf ihre untadelhafte Weise lächelte.

Der Mittag war still und noch steifer als das Frühstück. Der Lieutenant schwieg ganz so hartnäckig wie seine Frau. Mallmenius schien meine Anwesenheit gar nicht zu bemerken. Er zog seinen Schnurbart und hatte ein nicht Gutes verkündendes Ansehen. Fräulein Moren war noch steifer und demüthiger als sonst und Dalia sah ihre Eltern mit trüben Blicken an.

Als die Mittagstafel vorüber war, traten wir in den Salon. Der Lieutenant faßte Dalia an der Hand

und ging mit ihr in den Garten. Fräulein Moren hatte etwas Garn, das sie vergessen hatte, herunter zu holen. Ich dachte mir gleich, es sei nur ein Vorwand, um sich zu entfernen.

Agda Mallmenius saß auf ihrem gewohnten Platze in der Mitte der Glasthüre und strickte steif wie ein Bild. Allein mit ihr zu sein, genirte mich. Obschon fest entschlossen, mit dieser Automatin zu reden, wurde es mir doch schwerer, als ich mir vorgestellt hatte. Als zwanzigjähriger Mensch hatte ich nicht Erfahrung genug, um meine Stellung zu ihr richtig beurtheilen zu können.

Nur eins stand mir klar vor Augen und das war, daß ich ihre Aufmerksamkeit darauf richten wollte, wie sehr sie ihren Beruf als Stiefmutter vernachlässige, da sie das Kind einer rohen, verstellten, eigennützigen Haushälterin überließ.

So lange ich seit meinem funfzehnten Jahre als Lehrer in verschiedenen Kreisen fungirt hatte, waren es doch nur solche gewesen, wo die Mütter liebevoll ihre eigenen Kinder gepflegt, und ich hatte sonach in einer Atmosphäre häuslichen Wohlergehens gelebt, wie man diese auf Erikstorp durchaus vermißte. Auch war dieses die erste Familie, die Kraft ihres Vermö-

gens weit höher stand, als der Hauslehrer. Früher wurde ich als ein Gleichgestellter behandelt, und die Erfahrung hatte mich nicht belehrt, daß eine offene Aeußerung der Wahrheit von meiner Seite unpassend scheinen könne.

Agda mochte es aber gar nicht merken, daß wir Beide allein zusammen waren. Sie schien nicht einmal meine Anwesenheit zu entdecken. Einige Augenblicke betrachtete ich das bildschöne Antlitz mit den großen, schwarzen, hellen Augen. Kein Zug, keine Linie, die nicht den Schönheitsregeln entsprochen hätte, und doch fehlte es so sehr an Liebe, daß das Herz sich zusammenzog.

„Hat sie immer so ausgesehen?" So frug ich mich selbst und erhob mich von meinem Sitze am Fenster, in der Hoffnung, daß sie sich bei dieser Bewegung nach meiner Stelle hinwenden würde, allein sie veränderte nicht ihre Stellung.

„Darf ich mir die Erlaubniß erbitten, Frau Mallmenius einige Worte zu sagen?" frug ich, und fand zu meiner eigenen Verwunderung, daß meine Stimme der gewohnten Sicherheit entbehrte.

Sie bewegte das Haupt und richtete ihre kalten Augen mit einer Miene auf mich, welche zu sagen

schien, wie ich es denn wagen dürfe, mit ihr zu sprechen, da sie sich niemals herabgelassen, nur ein Wort an mich zu richten.

Der kalte, übermüthige Ausdruck in ihrem Gesichte hätte jeden Andern abgeschreckt, allein mich ärgerte er, und da sie mich noch immer schweigend betrachtete, so fuhr ich fort:

„Es kann unpassend erscheinen, daß ich die Mutter meines Schülers anrede, ehe sie mich eines einzigen Wortes gewürdigt hat. Diesen dreisten Schritt veranlaßt der Umstand, daß ich, obschon nur erst eine Woche im Hause, mich genöthigt sehe, an Sie die Bitte zu richten, es möge Ihrerseits der gütige Befehl erfolgen, daß Ihr Stiefsohn die Speisung und die Aufsicht erhalte, welche der Arzt anbefohlen hat. Ich bin fest überzeugt, daß Ihnen der Mangel an Mitgefühl für Agathon durchaus unbekannt ist, und deshalb habe ich es für meine Pflicht gehalten, seine Mutter aufzuklären.“

„Ich verstehe Sie nicht,“ sagte Frau Mallmenius und sah mich mit doppelt so großen Augen an. „In Allem, was Agathon betrifft, müssen Sie sich an seinen Vater wenden. Ich habe mit dem Knaben nichts zu schaffen.“

„Ich dachte, ich müßte mich an Agathon's Mutter wenden, wenn es sich um dessen Pflege handle."

„Frau Sjöström hat die Verwaltung des inneren Haushalts, und auch die Versorgung des Sohnes meines Mannes ist ihr übertragen."

Sie kehrte sich von mir ab und fuhr zu stricken fort. Sie schien anzunehmen, daß alle Unterhaltung über diesen Gegenstand nun abgeschlossen worden sei. Ich war aber nicht so leicht abgespeist.

„Ich weiß wohl, daß sie die Haushälterin ist, aber da es sich um die Gesundheit des Knaben handelt, meinte ich, sie liege der Mutter so am Herzen, daß sie diese keiner fremden Hand anvertrauen könne."

„Genug, mein Herr, ich will nicht mehr hören."

Agda stand vom Sopha auf und verließ das Zimmer. Gleich darauf trat der Lieutenant vom Garten herein. Es lag ein eigener heller Ausdruck in seinem Blicke, der von innerer Zufriedenheit strahlte, obschon er sich den Schnurbart drehte, was bei ihm gewöhnlich eine Verstimmung anzudeuten schien.

„Schön, daß ich Sie getroffen habe. Wollen Sie mit mir nach Kolbo reiten, so können wir zusammen sprechen, ich habe schon seit heute morgen einiges bemerken wollen, das vor Ihrem Eintritt als Lehrer

nothwendig ist. Heute ist Sonnabend, und am Montag ist der Anfang des Unterrichts für Dalia bestimmt."

Er ging gleich von der Thür auf die Hausflur und sagte nur noch: „Nun, reiten Sie mit? Die Pferde sind in einer Viertelstunde gesattelt."

Ich dankte für die Einladung zu einem Spazierritt, der mich immer sehr unterhielt.

In einer Viertelstunde waren wir zu Pferde. Mallmenius ritt in gestrecktem Trab durch die Allee und noch eine Weile auf dem Wege. Gewöhnlich ritt er so schnell, bis man an den See kam, dann verkürzte er die Schritte, allein diesmal war er schon am Thore des Parks ruhiger geworden. Er hielt das Pferd an und blickte rasch in den Park hinein, wohin ich auch blickte, um zu erfahren, was seine Aufmerksamkeit so besonders auf sich ziehe. Auf einer der schmalsten Alleen des Parks zwischen Bäumen erschien eine schwarzgekleidete Dame: es war Agda's Gestalt nicht zu verkennen.

In der Woche meines Aufenthaltes auf Erikstorp hatte ich sie nie gehen, fahren oder reiten sehen, ja, sie saß nicht einmal in der freien Luft. Der Lieute-

nant schien ganz überrascht, seine Frau im Park zu sehen, was sich auf seinem Gesichte deutlich lesen ließ.

Nachdem er ihr einige Augenblicke mit den Augen nachgeblickt, gab er dem Pferde die Sporen und ließ es wieder eine ziemliche Weile rasch vorangehen, dann sah er sich um und sagte mit einem freundschaftlichen Tone zu mir:

„Es würde mir unlieb sein, Herr Sehlberg, wenn wir uns nicht von vornherein verständen, denn ich halte Sie für einen braven und brauchbaren Menschen, für den ich schon viele Vorliebe empfinde.“

„Was mich betrifft, Herr Lieutenant, so werde ich alles thun, daß Sie mit mir zufrieden sind.“

„Ihre Handlungen streiten mit dieser Versicherung. Ich bin sehr unzufrieden gewesen.“

Diese Worte sprach er in stolzem Tone.

„Wenn dem so ist, so ist es wider meinen Wunsch geschehen,“ antwortete ich und stellte mich, als ob ich von den Anklagen der Haushälterin nichts ahnte.

„Es ist möglich, allein dann müssen Sie es gestatten, daß ich Ihnen eine Lection gebe, bevor Sie die Ihrige bei meinen Kindern anfangen.“

Mallmenius sprach lebhaft, hochmüthig, was mich

einen Augenblick ärgerte, allein ich schwieg, und er fuhr fort:

„Ich habe in meinem Hause ein Frauenzimmer, auf das ich großen Werth lege und zu dem ich in besonderer Verbindlichkeit stehe. In den sechs Jahren, die sie bei mir ist, habe ich niemals einen Ausbruch der Heftigkeit gegen sie gestattet, da ich vom ersten Tage ihres Eintritts in meinen Dienst Gelegenheit gehabt habe, diesen ungewöhnlich praktischen Charakter kennen und schätzen zu lernen. Sie soll ihre Fehler haben, allein diese sind unbedeutend im Vergleiche zu ihren Verdiensten. Ich fordere deshalb von allen in meinem Hause, meine Kinder mit inbegriffen, daß sie der Frau Sjöström die Achtung erweisen, welche sie stets bei mir genießen wird. Sie sind sehr ungeduldig, ja erlauben Sie mir die Bemerkung, empfindlich gegen sie gewesen. Sie haben sich heute so knabenhaft benommen, ihr durch einen Bedienten eine unhöfliche Meldung machen zu lassen, bloß weil der Kaffe nicht nach Ihrem Geschmack war. Die Folge davon ist, daß Peter morgen seinen Dienst verläßt, da er eine unhöfliche Mittheilung an eine Person gebracht hat, der auf meinem Befehl Alle die größte Achtung erweisen sollen."

„Vielleicht wollen Sie damit sagen, daß auch ich schon meiner Stelle enthoben bin.“

„Wäre es in meiner Absicht Sie zu verabschieden, so hätte ich Ihnen nicht diese Erklärung gegeben. Jetzt möchte ich Sie nur bitten, daß ich in keiner Weise weder direkt noch indirekt Unzufriedenheit mit Frau Sjöström ausgesprochen oder ihr einen sie verletzenden Befehl zugeschickt haben will. Genug, daß Peter den Dienst verläßt. Hoffentlich ist diese Sache zwischen uns abgemacht, und wir sprechen nicht mehr darüber. Sie haben meinen Wunsch gehört und werden sich gewiß darnach richten.“

„Ich werde es thun, allein selbst wenn ich Peters Geschick theilen müßte, kann ich doch nicht umhin, Ihnen das wahre Verhältniß zu berichten, und um Verzeihung für den armen Jungen zu bitten, der von mir gezwungen worden ist, seinen Auftrag an Frau Sjöström auszurichten.“

„Ich will nicht mehr davon hören,“ sagte der Lieutenant mit einem erzürnten Blicke.

Der heftige Ton schreckte mich nicht ab, da ich um Alles in der Welt ihn mit der Wahrheit bekannt machen wollte. Es schien mir auch meine Pflicht, für Peter zu sprechen. Ich berichtete also kurz die Ver-

nachlässigung Agathons, wie ich ihn jeden Tag verbinden mußte, daß man ihm nicht das gab, was verschrieben war und daß er das ihm Verbotene erhalte. Ich schilderte ihm die große Gleichgültigkeit bei der Pflege seines Sohnes und meinte, er könne sich von der Wahrheit meiner Bemerkungen selbst überzeugen.

Ich erzählte dieses Alles ganz ruhig, und obschon Mallmenius mehrmals mich unterbrochen und mir Stillschweigen anbefohlen hatte, so setzte ich meinen Beschluß, ihm Alles zu enthüllen, bis zu Ende durch.

Ich erklärte, daß, wenn ein Irrthum begangen sei, als ich die saure Milch und das schmutzige Kaffeegeschirr zurückschickte, so sei es meine und nicht Peters Schuld, dem ich Schläge angedroht hätte, wenn er mir nicht gehorche. Ich, nicht der Bediente, verdiene also die Entlassung.

Diese letzte Aeußerung sprach ich in so festem Tone, um zu beweisen, daß ich von dieser Wahrheit durchaus überzeugt sei. Mallmenius sah mich mit seinen unruhigen Augen an. Er erschien wie ein Löwe, der ein unbedeutendes, schwächeres Thier ansieht, das sich ihm zu widersetzen wagt. Ich trotzte diesem Blick mit der größten Ruhe.

„Sie scheinen sich um Ihre Stelle nicht sehr zu bemühen!“ sagte er.

„Es ist mein höchster Wunsch, hier bleiben zu können, allein durch ein feiges Verschweigen der Wahrheit will ich mir keine Vortheile verschaffen. Bedarf es eines Märtyrers, so muß ich dessen Rolle übernehmen, nicht Peter, der nur meinen Auftrag ausgerichtet hat.“

Mallmenius antwortete nicht und spornte das Pferd so scharf an, daß wir den übrigen Theil des Wegs ohne Unterhaltung zurücklegten.

Ich wußte nicht, welches Resultat mein Verhalten haben würde, und obschon es mir in pecuniärer Hinsicht sehr nachtheilig gewesen wäre, einen so günstigen Platz zu verlieren, so beunruhigte mich das doch nicht. Ich hatte mehr gewagt, als alle meine Vorgänger, ich hatte ein hohes Spiel gespielt; blieb ich, so hatte ich für den armen Jungen große Vortheile errungen und für einen solchen Gewinnst konnte man schon etwas wagen.

Als wir zurückritten, begleitete uns der Verwalter von Kolbo.

Es war ein Mann von einigen dreißig Jahren, der früher auch Militär gewesen war und ein jovia=

les aber doch auch energisches Aussehen hatte. Er war sehr munter, doch mit gehöriger Rücksicht auf seinen Vorgesetzten. Lieutenant Ludwig Lundin that dieses wohl, um sich beliebt zu machen, es lag in der dem Vorgesetzten erwiesenen Aufmerksamkeit nur etwas ganz Natürliches. Lundin war verheirathet und seine Stellung so vortheilhaft, daß man sich sehr um sie bemüht hatte. Es war also nicht sehr zu verwundern, daß er sie zu behalten wünschte.

Er hatte nicht die mindeste Ahnung, daß ich mit Mallmenius in Streit gerathen war, er plauderte und scherzte wie gewöhnlich, und durch seine Heiterkeit geschah es, daß er das gespannte Verhältniß von uns Beiden nicht merkte. Ich nahm auch an, daß Mallmenius den Verwalter absichtlich zu unserer Begleitung eingeladen hatte, um nicht mit mir allein zurückreiten zu müssen.

Am Abende wechselte Agathons Vater kein Wort mit mir. Agda war nicht sichtbar, Dalia war mit Fräulein Moren zu Wasser gefahren.

Der nächste Tag war ein Sonntag, man fuhr zusammen in die Kirche.

Peter hatte uns keinen Kaffee gebracht, ein an=

drer junger Bursche hatte dieses gethan, was mich in üble Laune versetzte.

Es that mir sehr leid, daß Peter um meinethalben den Dienst verlassen sollte. Ich wich von meinem Vorsatz ab, bei der Dienerschaft keine Frage zu stellen und frug den Jungen schon, weshalb Peter dieses Mal nicht käme.

„Peter soll von nun an dem Lieutenant aufwarten, er soll nicht mehr in diesen Flügel kommen, wie der Lieutenant gesagt hat.“

Peter war demnach nicht entlassen. Das war schon ein gutes Zeichen.

Als wir zur Kirche fuhren, stand Peter hinter dem Wagen des Lieutenants. Ich, Dalia und Fräulein Moren fuhren in einem andern Gefähr, und Frau Sjöström mit ihrem Sohne benutzten einen kleinen Jagdwagen.

Mir war allerdings derselbe schlechte Kaffee wie gewöhnlich auch diesen Morgen zugekommen, allein Agathon hatte süße Milch und das ihm verschriebene Brod. Und so kümmerte ich mich nicht um den Kaffee.

Fräulein Morens an sich hübsches Gesicht sah wie versteinert aus. Sie wagte auf der ganzen Fahrt zur Kirche nicht einmal mich anzublicken und schien

gewissermaßen zu fürchten, in eine Unterhaltung mit mir zu gerathen.

Dalia war still und verdrießlich.

Agda hatte, als sie in den Wagen stieg und mich flüchtig ansah, ihre Farbe leicht gewechselt, allein meine ehrfurchtsvolle Verbeugung unerwiedert gelassen. Während des Frühstücks hatte auch der Lieutenant nicht mit mir gesprochen und es sah aus, als ob ich wirklich in Ungnade gefallen wäre.

Es ist wohl das Beste, dachte ich bei mir, einzupacken und auf einen andern Markt zu reisen. Es ist doch unangenehm. Es regnet nicht immer dreihundert Thaler jährlich und Alles frei, allein es muß so sein. Ich habe nicht anders handeln können.

Zu Mittag geschah es, daß Agda einige Male ihre kalten Augen auf mir ruhen ließ, und blickte ich sie zu gleicher Zeit an, so überzog eine dunkle Röthe ihr Gesicht, ein Ausdruck von Kummer, der allzu deutlich war, als daß man ihn nicht hätte erkennen müssen. Ich hatte also durch meine Unbescheidenheit am vorigen Tage irgend ein Gefühl in diesem lebendigen Marmor erweckt. War es auch Zorn, so ließ sich doch daraus schließen, daß sie zürnen konnte.

3.

Nach dem Diner traten wir in den Salon, und der Lieutenant bestellte Cigarren. Sie wurden in den Garten getragen und auf den Tisch vor der Bank, auf welcher der Lieutenant zu sitzen pflegte, gestellt. Dann sagte er zu mir:

„Wollen Sie eine Cigarre rauchen?"

Es war sein erstes Wort an mich nach der gestrigen Unterhaltung.

Ich dachte bei mir:

„Wir rauchen und er giebt mir dabei den Reisepaß." Dabei warf ich einen Blick auf Agda. Sie hatte mich schon wieder angesehen, und abermals war ihr Gesicht von einer feinen Röthe überzogen. Sie hob stolz ihren Kopf. Mallmenius und ich traten in den Garten. Dalia war zum Bruder gegangen.

Der Lieutenant sprach eine Weile von gleichgültigen Dingen, während er seine Frau betrachtete, die heute, als am Sonntag, nicht strickte, sondern unbeweglich mit verschlungenen Händen saß und die Blicke durch die Leere schweifen ließ. Nachdem der Bediente

den Kaffee gereicht und abgetreten war, sagte er plötzlich:

„Habe ich Ihnen schon mitgetheilt, daß das Unterrichtszimmer rechts von der Bibliothek liegt? Da Sie morgen Ihr Lehreramt beginnen, so muß ich Ihnen sagen, daß Dalia Schwedisch, Naturgeschichte, Mathematik und Rechnen bei Ihnen lernen soll. Lebende Sprachen, Musik und Zeichnen sind Gegenstände, wofür Fräulein Moren engagirt ist.“

„Ich soll also bleiben,“ dachte ich bei mir.

„Ich habe auch eine andre kleine Einrichtung getroffen, Ihnen und Agathon die beiden Zimmer zu überweisen, die neben dem Unterrichtszimmer liegen und bisher als Fremdenzimmer gebraucht worden sind. Es ist so bequemer und besser. Während Ihrer Unterrichtsstunden bei Dalia werde ich morgen Frau Sjöström sagen, daß der Umzug veranstaltet wird. Wie hat Ihnen aber mein Verwalter gefallen? Ist das nicht ein prächtiger Mensch? Er hat seine Stelle schon mehrere Jahre bekleidet.“

Der Lieutenant vertiefte sich in eine lange Unterhaltung über die Kunst, passende Leute für die ihnen bestimmten Stellen zu wählen und behauptete, er habe einen ganz sichren Blick darin. Fräulein Moren sei

nun sieben Jahre lang Delias Gouvernante gewesen. Im achtzehnten Jahr sei sie ins Haus gekommen, nach Verlauf eines Jahres habe Mallmenius ihr eine Reise nach England veranstaltet, wo er sie achtzehn Monat lang leben ließ, um sie zu einer tüchtigen Lehrerin seiner Tochter auszubilden.

Nur in einer Sache hatte der Lieutenant Mißgeschick, nämlich bei den Lehrern, allein das war daher gekommen, daß er niemals selbst zu wählen hatte, sondern sich auf Andere verlassen mußte. Er sprach von der Sicherheit seines Auges bei Auffassung von Menschencharakteren und behauptete, niemals bei deren Beurtheilung ein Versehen begangen zu haben.

Während er sich so äußerte, sah ich auf seine Frau hin und dachte bei mir, ob er auch bei dieser Wahl einen so sichren Blick bewiesen habe. Er sprach aber so schön, daß ich ihm mit Interesse und Aufmerksamkeit zuhörte. Das wahrhaft Feine in seinem Benehmen gegen mich hatte mein Herz gefesselt, und ich empfand, daß ich für diesen sogenannten Despoten und Haustyrann sehr große Anhänglichkeit empfinden könne. Ich ließ diesen Empfindungen keinen freien Lauf, allein, nachdem er geschlossen, dankte ich mit

einfachen Worten für die Wohnungsveränderung, wodurch Agathon seinem Vater näher trat. Der arme verlassene Knabe hatte wesentlich dadurch gewonnen.

4.

Mallmenius erster Zusammenstoß mit mir hatte ein Ende gehabt, aus welchem hervorging, daß er, wenn er auch Mängel besitzen mochte, doch nicht die Neigung besaß, seine Macht über Andre durch Ungerechtigkeit ausüben zu wollen.

Ich konnte es nicht begreifen, daß er die Lehrer so oft wechseln mußte, oder es lag wohl darin, daß Keiner, der mit Frau Sjöström in Streit gerathen, den Muth gehabt, die Wahrheit zu sagen.

Am Tage darauf fing mein Unterricht an. Ich ließ Agathon in das Arbeitszimmer tragen, so daß er auf einem Sopha liegend zugegen sein konnte. Obschon er nur als Zuhörer am Unterrichte Theil nahm, schien er doch viel Interesse daran zu gewinnen.

Die Gleichgültigkeit und Trägheit in seinem Gesichte verschwand, als ich mit Dalia Naturgeschichte trieb.

Es gab also Gegenstände, welche dieses vom Vater als sehr ungelehrig geschilderte Kind fesseln konnten. Ich war mit dieser Entdeckung sehr zufrieden und meinte von meinem kränklichen Schüler später bessere Hoffnungen hegen zu können.

Am Schlusse des Unterrichts meldete mir Johann, mein rechts vom Lektionszimmer gelegenes Gemach sei schon in Ordnung.

Es war groß und angenehm, mit Aussicht auf den Park, und hatte eine auf den Flur führende Thür; auf der andern Seite lag Agathon's Zimmer, das zwar klein, aber doch sehr hübsch und ohne einen eigenen Eingang war. Ich erwähne dieses, weil die Lage dieser Stuben in den späteren Ereignissen eine große Rolle spielt.

In den ersten drei Wochen nach dem Anfange des Unterrichts war der Lieutenant verreist. Zu Tische waren außer mir nur Dalia, Fräulein Moren und Herr Sjöström. Agda erschien gar nicht und die aufgetragenen Speisen waren sehr ärmlich.

Ich hatte inzwischen durch meine Beschwerden über Frau Sjöström erreicht, daß Agathon die ihm vorge-

schriebene Nahrung erhielt, und in Bezug auf Diät und Medizin alles auf das Genaueste beobachtet wurde.

Vor seiner Abreise hatte der Lieutenant mir gesagt:

„Agathon hat jetzt seine eigene Pflegerin, geben Sie acht, Herr Sehlberg, daß diese ihre Pflicht erfüllt. Frau Sjöström hat nichts mehr mit dem Knaben zu schaffen.“

Nach allen diesen Anordnungen kann man sich denken, daß Frau Sjöström mir nicht mehr gewogen sein konnte. Es läßt sich leicht denken, daß sie in allem, was mich betraf, die größtmöglichste Vernachlässigung und eine kleinliche Bosheit zeigte, ohne daß ich Achtung darauf zu geben schien.

Traf ich die werthe Frau auf dem Hofe oder anderswo, so erwiederte sie kaum meinen Gruß und suchte überall ihre Verachtung und Unzufriedenheit merklich zu machen, worin Alexander, so weit wie er konnte, sie unterstützte.

Ich setzte mich über die nicht wohlwollende Stimmung der Haushälterin und des sogenannten Hausmeisters hinweg und erfüllte meine Pflicht als Lehrer.

In Abwesenheit des Lieutenants hatte ich von

Agda nichts erblickt und es schien so, als ob auch Dalia und die Moren von ihrer Gesellschaft nicht sehr gestört worden wären, denn in allen Freistunden waren wir auf Spaziergängen und Spazierfahrten zusammen.

Agathon hatte sich in der letzten Zeit so sehr gebessert, daß er im Boote und sogar zu Wagen an unsern Ausflügen Theil nehmen konnte. Wir vier verlebten diese Woche sehr angenehm, und Agathon's Anhänglichkeit an mich nahm täglich zu, als ob ich ihm der theuerste Gegenstand auf Erden wäre. Ohne Eigenliebe konnte ich auch merken, daß die Moren so oft als möglich meine Gesellschaft bei den Promenaden suchte. Es war ganz natürlich, mit Ausnahme des Propstes und des Verwalters von Kolbo gab es keine Nachbarschaft in Erikstorp. Sie pflegte aber nur mit Dalia umzugehen, denn obschon sie täglich einen regelmäßigen Besuch bei der Haushälterin machte und eine Weile mit ihr plauderte, so war sie doch nur aus Klugheit mit dieser in Berührung geblieben, ohne daß sie an ihr Vergnügen gefunden haben konnte.

Dalia hatte mich als Schülerin interessirt. Sie war in eigenthümlicher Weise mit lebhafter und rascher Auffassungsgabe und einem für ihre Jahre seltenen Temperament begabt. Man sah sie allerdings

selten sorgenvoll, sie lachte recht oft, allein diese Heiterkeit schien nur eine äußerliche, als ob sie über etwas nachgrüble. Gegen ihre Lehrerin war sie freundlich und aufmerksam, aber verschlossen. Suchte man sich ihr nur im mindesten anzunähern, so wurde sie kalt und zog sich zurück.

Es sah aus, als ob das arme Kind der ganzen Welt gegenüber tiefes Mißtrauen hegte. Von Natur war sie sanft, gerührt, enthusiastisch und voll Mitgefühl. Der Bruder war besonders ein Gegenstand, dem sie alle ihre Freundlichkeit widerfahren ließ. Sie war stets bereit, ihm beizustehen, seine Arbeit zu erleichtern, wenn sie ihm zu schwierig, ihn aufzumuntern, wenn er verstimmt war.

Gegen Frau Sjöström war Dalia höflich und zuweilen dienstbeflissen, und ertrug von ihr alle Rücksichtslosigkeit, welche diese würdige Frau Allen, mit Ausnahme des Lieutenants und der Frau Agda, angedeihen ließ.

Dalia sprach nie von der Haushälterin und beklagte sich nie über sie, sondern schien alles so zu betrachten, als ob es gar nicht anders geschehen könne. Vor der Stiefmutter hegte sie im Allgemeinen sehr große Furcht, und wenn Agda's Name im Vorüber-

gehen genannt wurde, pflegten Dalia's Augen wohl zu funkeln.

Dalia gehörte zu den Kindern, die einen Lehrer unwillkürlich interessiren müssen. Mir schien der scheinbare Mangel an Gefühl bei der Moren die Schuld der Kälte zu tragen, welche zwischen der Gouvernante und Dalia herrschte, so daß auch nicht die mindeste Spur von Vertraulichkeit zu finden war.

Adele Moren besaß gute Kenntnisse, einen offenen Kopf und sehr solides Wesen, auch fehlte es ihr nicht an einem vortheilhaften Aeußern, allein sie war gleichsam erfroren ums Herz. Sie sprach von Barmherzigkeit wie von andern Verstandeshandlungen, und blieb immer stumm, wenn ich in einer Unterhandlung auf das Gebiet des Gefühls kam. Es war, als ob sie dieses unschicklich finde, und wenn sie von Religion sprach, so nahm sie Gottesfurcht als Pflicht an, welche der Verstand uns auferlege, ohne daß wir dabei hingerissen, erwärmt, begeistert werden dürften; alles was sie sprach oder vornahm, war systematisch, nach dem Schnürchen und kalt.

Sie konnte einem Mädchen wie Dalia keine Anhänglichkeit einflößen.

Lieutenant Mallmenius war beinahe eine Woche

entfernt gewesen. Am Sonntage, nach einer längeren Fahrt auf dem Boote, kehrten wir nach Hause, und Alexander brachte uns die Botschaft entgegen, Fräulein Dalia möge gleich zur gnädigen Frau kommen. Dalia warf einen fragenden Blick auf Adele, als ob sie nach der Absicht der Stiefmutter sich erkundigen wolle.

„Sagte die gnädige Frau, daß ich Fräulein Dalia begleiten solle?“ frug Adele.

„Nein, Fräulein Dalia soll allein kommen.“

Dalia ging mit langsamen Schritten in das Haus, und Adele's Augen folgten ihr, ohne daß ihr Gesicht den Ausdruck veränderte, der Mund war in gewohnter Weise zusammengekniffen.

Ich nahm die Mütze ab und verließ Adele, führte dann Agathon in sein Zimmer, damit er von der etwas ermüdenden Ausfahrt ausruhe.

Als ich wieder in die freie Luft trat, war die Sonne am Untergehen. Ringsum herrschte Stille, und man hätte annehmen können, daß die Hausbewohner schon zur Ruhe gegangen wären, wenn nicht die Strahlen der untergehenden Sonne gezeigt hätten, daß der Tag noch nicht zu Ende sei.

Ich ging in den Park. Er hatte eine große Aus-

dehnung und besaß einen fast wilden Charakter. Ein breiter, klarer Bach rieselte gerade durch. Am Fuße einer Anhöhe, über welche sich der Bach mit scharfem Gerolle kopfüber stürzte, lag eine Grotte, in welcher man die Aussicht auf den See und die auf der andern Seite desselben liegende Wiese hatte.

Am Eingange der Grotte blieb ich einen Augenblick stehen, an beiden Seiten befanden sich Rasenbäume; dann betrat ich die ausgehauenen Stufen, die auf den Gipfel führten, dort warf ich mich in den Rasen und gab mich dem Genusse von Träumereien hin, wie die Poesie des Abends sie erzeugte.

Ich wurde bald durch den Ton von Schritten gestört. Ich sah auf die zur Grotte führenden Stufen und bald traten zwei Frauengestalten zwischen den Bäumen hervor.

Dalia und Adele, dachte ich und hielt mich still, in der Hoffnung, nicht bemerkt zu werden.

Ich war den ganzen Tag bei ihnen gewesen, obschon ich lieber nach Kolbo gefahren und einige Stunden mit Lundin verplaudert hätte. Ich bildete mir ein, daß man mich jetzt ein Weilchen ungestört lassen könne.

Unterdessen kamen sie immer näher und standen

bald auf dem freien Platze vor der Grotte. Ich konnte sie deutlich erkennen.

Voran ging in schwarzer Kleidung Agda, nicht Adele, und Dalia folgte mit niedergeschlagenem Haupte und betrübter Miene.

Ich folgte der bewegten, schönen Gestalt Agda's mit den Augen und frug mich selbst:

„Was fehlt dieser Frau? Wodurch ist sie zum leblosen Automaten verwandelt? Sie ist nicht immer so gewesen. Weshalb spricht man nie von ihr, ohne daß man die Nennung ihres Namens zu fürchten scheint? Ist sie schlecht, ist sie unwürdig?"

Ich vertiefte mich in Muthmaßungen, und das von Anfang an von ihr erweckte quälende Interesse nahm noch mehr zu. Es war mein lebhafter Wunsch, dieses Räthsel in Frauengestalt, die Ursache der stummen Gleichgültigkeit, die ihr ganzes Verhalten hervortreten ließ, näher zu erforschen. Ich empfand besonders die Lust, den Schleier von den verflossenen Ereignissen zu lüften, um dann etwas zu schaffen, welches die Gegenwart ändern könnte.

Als Agda zum Eingang der Grotte gelangt war, setzte sie sich auf eine der beiden kleinen Rasenplätze am Anhange der Anhöhe, auf der ich ruhte. Dalia

stand eine Strecke von ihr entfernt. So verging eine Weile, bis Agda kurz sagte:

„Dalia kann sich setzen."

Das Mädchen gehorchte ihr gleich und setzte sich auf einen Rasen dicht am rauschenden Bächlein.

„Setze Dich näher, ich will mit Dir sprechen," sagte Agda.

Dalia gehorchte gleich. Es entstand wieder ein Stillschweigen. Ich konnte nur noch ein Stückchen von Agda's schwarzer Kleidung sehen.

„Was habt ihr in dieser Woche gethan? frug Agda und seufzte.

„Wir haben gearbeitet und promenirt."

„Ja, ja, ihr habt euch amüsirt, und ich habe geweint. Ihr genießt alle Freuden, die der Reichthum euch verschafft, ich leide Armuth und Unglück — ihr meint, ich solle andere Gefühle, als die der Bitterkeit, gegen euch hegen? Unmöglich."

Sie schwieg.

„Du schweigst," fuhr Agda nach einer Weile mit einer fast verletzenden Stimme fort: „Du bist herzlos wie Dein Vater und darum hasse ich Dich. Es gäbe keine Gerechtigkeit auf der Welt, wenn Du nicht noch so herzlos würdest, als ich es jetzt bin, darauf hoffe

ich. Mein Trost ist, daß all der Reichthum, den ihr besitzen werdet, für Dich und für Deinen Bruder zum Fluche wird. Alle Freundlichkeit, die man euch erweist, ist falsch und eigennützig. Du, Dein Bruder, Dein Vater finden niemals Anhänglichkeit — man liebt nur Euer Geld, niemals Euch selbst."

Wieder trat Stille ein — es schien mir, als ob leises Schluchzen vernehmbar würde.

Agda's Worte machten einen gewaltigen Eindruck auf mich. Ich erzürnte, ja ich verachtete fast die Frau, die ein Kind, für welches sie Mutterpflichten übernommen hatte, so anreden konnte. Kein Kummer, kein Unglück berechtigte zu solchem Verfahren, und ich wäre gern gleich zu ihr hingeeilt, um ihr meine Meinung zu sagen. Nach längerer Pause sprach sie wieder mit kalter, scharfer Stimme:

„Ich habe Dir ja gesagt, daß ich das Weinen nicht haben will. Worüber hast Du zu weinen? Ueber meine Worte! Pah — meine Gefühle sind weit härter als diese."

„Mutter," stammelte Dalia.

„Du nennst mich nicht Mutter, sonst bring' ich Dich um," rief Agda aus. „Ich bin nicht Deine

Mutter und erlaube nicht der Tochter des Mannes, welcher . . . . .“

„Sprich nichts gegen meinen Vater,“ bat Dalia, und es kam mir vor, als kniee das junge Mädchen vor der Stiefmutter nieder: „er ist ja so unglücklich und doch so gut.“

„Gut!“ rief Agda mit hämischer Betonung aus, — „und selbst wenn er das wäre, woher kommt es, daß kein einziges Wesen ihm wirklich ergeben ist, daß er keinen einzigen Freund hat, kein einziges Herz für ihn schlägt? Er ist schlecht, und wenn er unglücklich sein könnte, so verdiente er es zu sein. Das wäre eine gerechte Strafe für sein Verbrechen.“

Dalia schluchzte nun immer lauter.

„Ja weine über Deinen Vater, allein wenn Du Fluthen von Thränen vergießest, kannst Du seine schuldbelastete Seele nicht reinwaschen, ihm keinen Freund verschaffen, ihm kein theilnehmendes Herz schenken.“

„Ja, er hat das meinige, und ich liebe ihn so innig, so gränzenlos, daß man nicht mehr geliebt sein kann, als er es von mir ist,“ erwiederte Dalia.

„Geh, ich will nichts mehr hören. Liebe Du Deinen gewissenlosen Vater, er wird Dich eines Tages

seinem Egoismus und seiner Habsucht opfern, wie er es mit mir gethan hat. Geh! Du erbst von ihm nichts als Unglück. Ich will Dich nicht mehr sehen, Du hast mich lange genug mit Deinem Anblick geplagt."

Dalia ging. Nun war es mir klar, weshalb das arme Kind mit solcher Miene von Angst und Furcht den Befehlen, zur Stiefmutter zu kommen, gehorchte. Ein Räthsel war also gelöst.

Welch eine Schuld mochte es sein, welche Agda's Haß gegen den Mann erweckte? Was konnte zwischen den Gatten vorgefallen sein, daß eine solche Erbitterung möglich wurde? Es mußte doch noch etwas anderes sein, als die bloße Trauer über den Tod des Sohnes. Was aber auch geschehen sein möchte, so konnte doch niemals ein Grund für die herzlose Grausamkeit Agda's vorhanden sein, womit sie Dalia so quälte und über den Vater so mit ihr zu sprechen berechtigt sein konnte.

Ich empfand unwiderstehliche Begier, in die Ereignisse einzugreifen, dieser Frau ohne Erbarmen und Gefühl zu sagen, was ihr Friede erheische.

Indeß alle solche Gedanken mir durch den Kopf zogen, hatte Dalia sich entfernt und es war eine ziemliche Zeit verflossen.

Die Sonne sank immer mehr hinter den Berg, und die Schatten fielen dunkler über die Pfade des Parks.

Der Sommerabend wollte seine kurze Wanderschaft als Bote der Nacht beginnen.

In einem Baume neben mir sang eine Drossel ihr Abendlied. Bei diesem Schalle fiel mir ein, Agda müsse es wissen, daß ich ihr Gespräch mit Dalia gehört habe, und stand auf, um diese Idee sogleich auszuführen.

Indeß ich die Bergstufen hinabstieg, sang ich: „Waldeinwärts flog ein Vögelein.“ Gleich nach der ersten Strophe stand ich am Fuße des Berges und nahe der Rasenbank, wo Agda saß.

Sie hatte sich wahrscheinlich während des Gesanges erhoben, denn ich fand sie aufrecht und die Blicke auf mich geheftet. Als ich stehen blieb, waren wir einander sehr nahe. Unsre Augen trafen sich. Ich nahm die Mütze ab und grüßte artig die stolze Frau, die mit kaltem Blicke mir zu imponiren meinen mochte.

„Was haben Sie oben gethan,“ frug sie, ohne meinen Gruß zu erwiedern.

„Ich habe den Sonnenuntergang betrachtet und auf

der Vögel Abendlied gehorcht," antwortete ich, ohne daß ich meine Augen niederschlagen konnte.

„Wie lange sind Sie [damit beschäftigt gewesen," fuhr sie fort und ihre Wange überzog eine leichte Röthe.

„Ich merkte, daß Sie und Dalia herkamen," sagte ich und verneigte mich.

„Und sind während unsrer Unterhaltung hier geblieben?"

„Ja."

„Also haben Sie mehr als das Vogellied gehört?"

„Ich habe die ganze Unterredung vernommen."

Agda's Augen vergrößerten sich. Sie warf den Kopf zurück und einige Augenblicke hatte dieses Marmorgesicht ein Aussehen, daß man fast davor erschrocken sein konnte.

Waren alle Gefühle in ihrer Brust erstarrt, so lebte doch noch der Zorn in ihr. Einige Minuten spiegelte sich diese heftige Leidenschaft auf den sonst so leblosen Zügen und dann wurden sie wieder kalt.

„Sie haben spionirt," sagte sie. „Personen, die sich dergleichen erlauben, jagt man immer fort. Sie werden also Ihre Stelle verlassen."

Sie kehrte sich von mir ab und wollte gehen.

„Ein Wort, Madame," sagte ich und machte einige Schritte ihr nach, allein sie sah sich nicht um, sondern eilte rasch davon. Ich ließ sie gehen. Jeder Andern wäre ich nachgegangen, um sie zu besänftigen, allein es schien eine Demüthigung, dieses ihr gegenüber zu thun.

Es konnte mir nichts unangenehmer sein, als meine Stelle zu verlieren, da ich einsah, wie viel ich meinem Schüler nutzen konnte, allein trotzdem ließ ich sie mir zuvorkommen, ohne daß ich mich zu entschuldigen versucht hätte.

Als ich nach einem längeren Spaziergange nach Hause kam, wurde mir gemeldet, daß der Lieutenant mich sprechen wolle.

Er befand sich im Salon.

Beide Kinder waren bei ihm, als ich eintrat.

Mallmenius hatte Dalia auf einem Knie, als sie bei ihm im Fauteuil saß und im andern saß Agathon dicht an. Beide trugen Spuren von Schmerz und Freude auf dem Gesicht.

Als Mallmenius mich sah, stand er auf und sagte:

„Ich habe Sie mit Ungeduld erwartet, um Ihnen für den Knaben zu danken. Er kann ja auf dem

kranken Beine gehen und sieht ganz anders wie früher aus, diese vier Wochen haben ihn ganz umgewandelt."

Der Lieutenant schüttelte mir herzlich die Hand und in seinen runden, offenen Augen lag ein ausreichender Lohn für alle Mühe, die ich mit dem Knaben gehabt hatte.

Es war ein schwacher und unvollkommener Vorgeschmack des einst noch zu empfindenden Gefühls, wenn ein Arzt einen Kranken rettet.

Ich versicherte Mallmenius, es sei meine Bemühung für Agathons besseres Befinden nur eine Pflicht, und ich verdiene eigentlich gar kein Lob dafür.

Nach dem Souper sagten die Kinder gute Nacht, und wir Beide saßen noch längere Zeit im Garten, rauchten unsere Cigarre und unterhielten uns über verschiedene Gegenstände.

Je mehr ich mit dem in der ganzen Gegend viel verrufenen Mann zusammen war, desto mehr verwunderte ich mich über die Gerüchte, die sich seinethalben verbreiteten. Allerdings hatte er eine kurze, rechthaberische Manier gegen die Dienerschaft und die Inspektoren, allein gegen seine Familie, besonders gegen mich war er so angenehm, daß ich es nicht begreifen

konnte, weshalb die früheren Lehrer nicht bei ihm bleiben mochten.

Am Tage darauf kam Mallmenius zur Unterrichtszeit. Seine Stirn war leicht gerunzelt, und es war die Unzufriedenheit ganz deutlich anzusehen. Wir hatten Geschichte vor, und als ich abbrechen wollte, da er mir vielleicht etwas Besonderes zu sagen haben mochte, bat er mich, fortzufahren, und warf sich in einen Stuhl, wo er die ganze Lection saß und, ohne sie zu unterbrechen, anhörte. Als sie zu Ende war, und die beiden Schüler sich entfernten, stand er auf und kam zu mir.

„Sie haben eine große Unterrichtsgabe, Sie scheinen mir kein gewöhnlicher Lehrer.“

Ich verneigte mich.

„Und doch bin ich in einer sehr unangenehmen Angelegenheit zu Ihnen gekommen, so sehr, daß ich mich übel gelaunt befinde.“

„Aha,“ dachte ich, „er kommt von seiner Frau, um mich zu entlassen; Frau Mallmenius hat meine Verabschiedung verlangt. Gut, wir wollen sehen, wie es gehen wird?“

Mallmenius ging einmal auf und ab und blieb dann wieder vor mir stehen.

„Was haben Sie gestern Abend gethan, ehe wir uns trafen?“

„Ich brachte einige Stunden in der Grotte zu ...“

„Nun wohl. Ist es wahr, daß Sie einer Unterhaltung meiner Frau mit ihrer Tochter zuhörten?“

„Herr Lieutenant, ich hörte sie an.“

„Das war unrecht. Sie hätten sich entfernen müssen. Sie haben mich in eine höchst fatale Stellung gebracht.“.

„Sie thun mir wirklich Unrecht; ich hätte mich entfernen können, ohne daß Frau Mallmenius es gewußt hätte, allein ich zog es vor, ihr wissen zu lassen, daß ich durch Zufall die ganze Unterhaltung vernommen habe.“

„Uebereilt! Unbedacht! Nun, wenn man so jung ist, wie Sie, begeht man solche Unvorsichtigkeiten. Ich hätte gewünscht, daß Sie bedächtiger gehandelt hätten. Jetzt — — —“

„Sind Sie genöthigt, mich zu entlassen.“

Mallmenius blickte mich an.

„Sie sind sehr leichtfüßig und gleich bereit zur Abreise. Man sollte meinen, daß Ihnen mehr daran gelegen sei fortzukommen.“

„Das können Sie schwerlich ernstlich meinen,“

erwiederte ich. „Es wäre mir sehr schmerzlich, meinen Platz zu verlassen, abgesehen vom pecuniären Vortheil halte ich wirklich viel von meinem Schüler. Da ich aber im Lauf von fünf Wochen durch meine Unbedachtsamkeit zum zweiten Male Ihnen Ursache gebe, mich zu verabschieden, so muß ich mich darauf gefaßt machen."

„In fünf Wochen beginnen die Ferien, und ich will den armen Agathon seines Lehrers nicht berauben," sagte Mallmenius, indeß er auf und ab ging, „und doch ist es unpassend, daß Sie nach der Scene von gestern Abend mit meiner Frau wieder zusammentreffen." Er fluchte zwischen den Zähnen und stellte sich an's Fenster, wobei er auf dasselbe trommelte. Plötzlich drehte er sich um und sagte:

„Wie wäre es, wenn Sie für den übrigen Theil des Sommers nach Kolbo zögen? Sie hätten es da angenehmer, als hier. Dalia fährt viermal in der Woche, wenn Sie sie unterrichten, mit Fräulein Moren dahin. Auf dieser Weise ist Alles arrangirt, ohne daß Agathon aufs Neue durch einen Wechsel leidet. Sind Sie damit einverstanden?"

„Sie allein haben darüber zu bestimmen," antwortete ich und verneigte mich.

„Gut, so ist die Sache abgemacht. Die Uhr ist

eins, in zwei Stunden ißt man hier. Zwei Stunden sind also frei, ich begleite Sie nach Kolbo. Wir fahren in einer halben Stunde. Johann soll Ihre Sachen einpacken; Agathon erhält die seinigen morgen."

Der Lieutenant ging in die Bibliothek, ich sah ihm überrascht über die neue Wendung und die neuen Beweise von Unparteilichkeit seinerseits nach.

Eine halbe Stunde später saßen wir Beide im eleganten Jagdwagen, auf dem linken Flügel stand Frau Sjöström an einem Fenster und schien uns mit Schadenfreude zu betrachten.

Vermuthlich nahm sie an, der Lieutenant begleite mich bis zum nächsten Wirthshause, und meine Rolle als Lehrer auf Erikstorp sei ausgespielt. Am Abend sollte Agathon nachkommen. Die Haushälterin hatte davon noch nichts erfahren.

5.

Auf Kolbo war große Regsamkeit, viele Leute, große Schmieden, Eisenhammer und Hochöfen. Das eigentliche Wohngebäude war nicht sehr groß. Es

bestand aus einem rothangestrichenen, einstöckigen Hause, wo nur der Verwalter, Lieutenant Lundin, wohnte, doch hatte Mallmenius sich zwei Zimmer vorbehalten, wenn er dort übernachten wollte, und diese waren mir eingeräumt worden. Somit sollte der Verwalter für meinen Zögling und mich sorgen, wir sollten an dessen Tische speisen u. s. w.

Mallmenius theilte ihm dieses mit, worauf er zum Mittag auf Erikstorp zurückfuhr.

Abends kam er mit beiden Kindern und blieb dort bis spät, worauf er mit Dalia zum prachtvollen Erikstorp zurückfahren wollte. Als Dalia den Bruder küßte und Abschied von ihm nahm, flüsterte sie ihm mit Thränen in den Augen zu:

„Du bist glücklich, Agathon, daß Du von Hause fortkommst. Wie wird es da so traurig und leer werden!"

Die Worte des armen Mädchens schnitten mir ins Herz und ich empfand die innigste Theilnahme für sie.

Mallmenius stand ganz dicht neben ihr, als sie dem Bruder dieses zuflüsterte. Er war daran, seine Cigarre anzuzünden, drehte sich aber zu seiner Tochter

um und sah sie an, da sie die Arme um Agathons Hals geschlungen hatte.

„Wie ist es, Dalia — Du möchtest wohl auch hier bleiben. Willst Du nicht mehr in Erikstorp leben?"

Dalia hob das Haupt von den Schultern des Bruders und sah den Vater an, dann löste sie die Arme, ihr Gesicht erhellte sich, sie sprang vom Bruder zum Vater und sagte:

„Mein Papa, wo Du bist, will ich auch sein, das weißt Du schon." Sie faßte seine Hände und küßte sie mit glühender Liebe. Es war ein so rührender Anblick, daß ich mich abwenden mußte. Mallmenius' sonst so ruhiges Gesicht war bei diesen Worten seiner Tochter in Aufregung gerathen, er schloß sie an seine Brust und flüsterte ihr etwas ins Ohr, worauf Dalia zu mir ging, sich bei mir verabschiedete und auf den Hof ging.

„Gute Nacht," sagte Mallmenius und drückte mir kräftig die Hand. „Gute Nacht, mein Junge," fügte er hinzu und winkte Agathon.

Ich weiß nicht, was sich eigentlich in der Brust des verschlossenen Knaben regen mochte, allein zum ersten Male, seitdem ich sein Lehrer gewesen, faßte

Agathon die Hand des Vaters, küßte sie und sagte: „Gute Nacht, Papa!“

Mallmenius legte seine Hand auf seines Sohnes Kopf und neigte sich darüber, um dem Knaben in die Augen zu sehen. Es standen Thränen darin.

Ich dachte mir kaum, daß Agathon anders als aus körperlichem Schmerze weinen könne, und vermuthete, daß Mallmenius eben so sehr davon überrascht worden war, denn er betrachtete ihn eine Weile, schlug ihm dann auf den Kopf und eilte fort.

6.

So vergingen die Tage in gewöhnlichem Verlaufe.

Lundin und seine junge Frau waren sehr angenehme Leute, mit denen man rasch bekannt wurde. Ich würde meinen Aufenthalt in ihrem Hause überaus liebgewonnen haben, hätte mich nicht Agda's Bild unaufhörlich verfolgt. Ich fühlte eine unüberwindliche Lust, in das Geschick dieser Familie einzugreifen und

Agda zur Veränderung ihrer Gefühle und ihres Verhaltens zu Mann und Kindern zu zwingen.

Jeden Tag stieg meine Anhänglichkeit und Sympathie für Mallmenius. Er zeigte sich überall als ein Mann und das macht auf einen Jüngling allezeit Eindruck. Er kam täglich nach Kolbo. Zuweilen konnte er dann mehrere Stunden bleiben und wohnte den Lectionen bei, ohne sich nur im mindesten einzumischen. Je mehr meine Anhänglichkeit an ihn wuchs, desto mehr steigerte sich das schmerzliche Interesse für seine Frau, die ich als Wurzel und Quelle der über Mallmenius in Umlauf befindlichen Gerüchte betrachtete.

Seitdem wir in Kolbo wohnten, erwies der Lieutenant seinem Sohne größere Zärtlichkeit. Agathon war aber auch ein ganz andres Kind geworden. Allmälig verschwand das stille, schwerfällige Temperament und er zeigte größere Lernbegierde. Seine Kräfte nahmen zu, seine Gesundheit besserte sich erheblich.

Dalia kam wöchentlich viermal nach Kolbo, um am Unterrichte Theil zu nehmen, doch zeigte sie nicht mehr dasselbe Interesse als anfänglich.

Adele Moren zog ihren Mund schrecklich zusammen und sah äußerst andächtig aus.

Hätte ich Lust gehabt, aus Schülerin und Gouvernante Folgerungen zu ziehen, so wäre ich wohl der Meinung geworden, daß sie mich vermißten, allein ich dachte allzu viel an Mallmenius und Frau, als daß ich Zeit gehabt hätte, meine Eigenliebe einige Dummheiten begehen zu lassen.

Doch that mir Dalia's verändertes Aussehen leid und vermehrte mein Verlangen, etwas gegen das Uebel thun zu können, welches in deutlicher Weise die reiche Familie bedrückte.

Einen Augustabend kamen Lundin und ich von einem Streifzuge durch Wald und Feld zurück; wir schlugen einen für mich ganz neuen Weg durch eine dichte Waldung östlich von Erikstorp ein, so daß wir, um nach Kolbo zu gelangen, am Herrenhause vorbeigehn mußten.

„Auf dem Landwege wird es zu weit, wir gehn deshalb am Waldhüter Matthes vorbei, durch den Erikstorp-Park. Dabei gewinnen wir eine halbe Meile," sagte Lundin.

Als wir am Ende der Waldung die Wohnung des Waldhüters erblickten, frug Lundin:

„Du kennst doch den alten Waldhüter und Mon-

sieur Cerberus? Hast Du auch des Letzteren Geschichte gehört?"

„Nein, ich habe nicht einmal eine Ahnung von Cerberus. Die Waldung ist mir unbekannt," antwortete ich, „sie kam mir zu düster und zu tief vor, die nicht zur Promenade einlade."

„Das wundert mich. Der hohe, gigantische Fichtenwald mit seinen Pfaden und Gesträuchen schien mir jedes kräftige Gemüth ansprechen zu müssen und ich meine, Du besäßest ein solches."

„Das mag sein, wenn man aber zum ersten Male eine Gegend besucht, so faßt man vornämlich die lachendsten und sonnenhellsten Partieen auf."

„Du magst Recht haben, besonders wenn es im Hause, wie dieses auf Erikstorp der Fall ist, so sehr an Licht mangelt. Man kann sagen, daß der Aufenthalt dort Schatten hat und es so kalt ist, daß Einem das Herz erfriert. Ich habe immer diejenigen beklagt, die sich dort haben aufhalten müssen. Die inneren Mysterien sind auch so trauriger und geheimnißvoller Art, daß sie auf alle Bewohner des Hauses zurückfallen müssen."

Lundin schwieg und verfiel in Nachsinnen. Ich hatte große Neigung, einige Fragen an ihn zu richten,

allein unterließ es dennoch. Nach einer Weile fuhr er fort:

„Willst Du eine schöne Aussicht genießen, so besteigen wir die Anhöhe mitten im Walde, gleichsam als ob sie dahingeworfen wäre, um das am Fuße gelegene Wächterhaus zu schützen. Der Berg heißt: der Riese, und es knüpft sich eine Sage daran, die jeder Bauernjunge hier in der Gegend Dir so berichten kann, als ob sie wie das Evangelium wahr wäre.“

Wir bestiegen den Berg und Lundin ging voran.

Als wir auf der Spitze standen, waren die Baumwipfel des Waldes zu unseren Füßen, und die ganze Gegend lag wie ein seltenes Bild vor unseren Augen. Fast ganz rechts lag Erikstorp mit seinem Park, seinem Garten und der Umgebung von Wiesen und schwellenden Getreidefeldern, zwischen denen sich der Fluß wie ein glänzender Wurm schlängelte. Links sah man Kolbo und dahinter die Thurmspitze der Kirche von Norras.

Die Aussicht belohnte reichlich die Mühe der Besteigung des hohen Berges.

„Wie gefällt Dir das Panorama?“ frug Lundin. „Unser liebes Westgothland hat auch seine Naturschönheiten, die nicht zu verachten sind, und die man

allen andern Landstrecken unsres Vaterlandes wohl gleichstellen kann."

Wir sprachen von Land und Gegend, und Lundin warf endlich die Büchse ab, versenkte sich in den weichen Rasen, reichte mir eine Cigarre und sagte:

„Wir wollen hier ein Bischen ausruhen, ehe wir nach Hause marschiren. Das stärkt den Körper und belebt die Seele, eine Cigarre zu rauchen, indeß wir von der Königin des Tages Abschied nehmen, welche im Schooße der Nacht, wie Romanschreiber zu sagen pflegen, auszuruhen sich niederlegt."

Ich zündete meine Cigarre an und warf mich in eine bequeme Stellung. Wie wir so in aller Ruhe da lagen und rauchten, hörten wir bald ein wildes, gewaltiges Geräusch am Berge.

„Aha, Herr Cerberus ist aufgestört," sagte Lundin. „Ich wünschte, der Teufel holte ihn zurück, um sich von ihm das heiße Haus bewachen zu lassen. Mich ärgert es, daß man dem bösen Thiere nicht eine Kugel in den Kopf schießen kann."

„Ist es der Hund des Waldhüters?"

„Nein, Matthes hat ihn nur in Verwahrung. Er hat Mallmenius Schwiegervater angehört, und ist der böse Geist der Familie."

„Das klingt wunderlich.“ Nun war meine Neugierde rege geworden, denn Alles, was Agda Mallmenius betraf, interessirte mich im höchsten Grade.

„Willst Du die Geschichte des Hundes hören, während wir unsere Cigarren rauchen?“ frug Lundin.

„Mit Vergnügen,“ erklärte ich.

„Ja, man sagt, daß es die Geschichte der Familie selber ist. Du hast vielleicht gehört, daß Frau Agda's Vater in jüngeren Jahren Schiffscapitain, mit Namen Högberg, gewesen. Nachdem er einige Jahre auf der See hin- und hergeschwärmt, fiel es ihm ein, in Australien sich niederzulassen und dort sein Glück zu versuchen. Er setzte sich dort mit seiner Frau und einem 14jährigen Knaben fest, welcher bei ihm Steuermann gewesen war. Funfzehn Jahre lebte er dort. Als seine einzige Tochter 12 Jahre alt war, starb die Mutter, und Högberg beschloß die Rückkehr in's Vaterland, in seiner Begleitung die Tochter, der frühere Steuermann Matthes und ein Hund, Namens Cerberus, den er von einem Irländer erhalten hatte.

„Bei der Gabe dieses häßlichen Thieres hatte der Geber die Bedeutung hinzugefügt, daß, so lange dem Hunde nichts Böses widerführe, Cerberus seinem Hausherrn und dessen Kindern Glück und Gedeihen bringen

würde; übe man aber Gewalt gegen den Hund aus, so folge nicht allein Unglück und Leid für den, welcher es verübe, sondern alles nur mögliche Elend komme über Högberg und dessen Familie.

Cerberus war nicht sehr frommer Gesinnung, konnte sich nur mit Matthes und Högberg vertragen, und mußte deshalb angebunden liegen. Nach Höchbergs eigenem Geständnisse ging es ihm sehr gut, seitdem er den Hund erhalten, indeß ihm vorher all sein Vorhaben mißglückt war. Cerberus wurde von Högberg und seine Familie wie eine Art von Wunderthier behandelt. So verflossen vier Jahre, und Högberg sammelte in diesen ein recht schönes Vermögen, indeß er in den früheren kaum einige Schillinge hatte erwerben können.

„Mehr als einmal trug es sich zu, daß einer seiner Leute, welche dem angebundenen Cerberus zu Nahe traten, von diesem angefallen wurde. Der Angefallene hatte keine Lust, sich zerreißen zu lassen, sondern gab dem Hunde einen tüchtigen Schlag über die Nase mit einem Prügel. Der Schlag traf so, daß der Hund laut zu bellen anfing, das Blut rann ihm von der Nase und es waren ein paar Zähne ausgeschlagen. Matthes erhielt den Auftrag, das Thier zu

pflegen, allein an demselben Tage erkrankte Frau Högberg und war einige Tage darauf todt.

„So lange der Hund an seinem Schaden litt, war Högberg von allem möglichen Mißgeschick verfolgt. Er beschloß endlich, Australien zu verlassen, wo er seine geliebte Frau verloren, und überdies gar kein Gedeihen mehr hatte.

„In Schweden kaufte er sich ein Eigenthum, Namens Kolling, einige Meilen von Erikstorp. Dort wohnte er mit seiner Tochter, Matthes und Cerberus. Der Hund war wieder gesund, und das Glück streute wieder seine Schätze auf Högberg.

„So vergingen fünf Jahre. Agda war zu einem der schönsten Mädchen in Westgothland aufgewachsen.

„Auf Erikstorp gab es damals einen schönen und reichen Wittwer von einigen dreißig Jahren. Sein Vermögen war dreimal so groß, als das, was Agda Högberg einmal von ihrem Vater erben sollte.

„Der Wittwer fuhr oft nach Kolling, und eines Tages wurden Nachbarn und Freunde zum Capitain Högberg eingeladen, um die Verlobung von Agda Högberg mit dem reichen Lieutenant Ehrenfried Mallmenius zu feiern.

„Man kann sich nichts Schöneres denken, als sie,

wenn sie lachte und glühte, und ihre Augen blitzten. Mir war sie so schön, daß ich den Besitz einer so schönen Frau für eine Gefahr hielt, und nicht an der Stelle des Bräutigams hätte sein mögen. Die Summa war, daß das Brautpaar sich prächtig ausnahm.

„Auf einmal, mitten im Balle, riß Cerberus sich los und stürzte in den Salon. Er warf sich wie unsinnig auf Agda, die mit einem jungen Lieutenant tanzte. Ihr Vater stand daneben und unterhielt sich mit einem der älteren Herren. Ueber die Gefahr seiner Tochter erschrocken, versetzte der Capitain selbst, ohne weiteres Nachdenken, dem Hunde einen Schlag mit der geballten Faust, der das Auge traf. Cerberus kroch bellend vor seinen Hausherrn. Agda hatte weiter nicht gelitten, als daß ihr Ballkleid verdorben war.

„Bald darauf hatte Agda ein anderes angelegt, und der schreiende Cerberus wurde von Matthes fortgeführt.

„Die früher sorgenfreie Stimmung des Capitäns war nach dem Vorfalle mit dem Hunde ganz verändert. Er sah trüb' aus, und selbst Agda's schwarze Augen hatten einen wehmüthigen Ausdruck erhalten.

„Der Ball ging seinen Verlauf, die Gäste hatten auf den Vorfall keinen Werth gelegt. In der Nacht,

als alle Fremde abgereist, und die Bewohner von Kolling zu Bett gegangen, brach ein so schweres Feuer aus, daß der Capitain kaum sich und seine Tochter retten konnte. Ein Hauptgebäude brannte gänzlich nieder. Am andern Tage war die schöne Wohnung nur noch ein Aschenhaufen. Der Capitain setzte sich mit seiner Tochter in einen der Flügel, wo er an einem Schlaganfall erkrankte, der ihn zu einem schweren Krüppel machte, welcher seinen rechten Arm nicht mehr gebrauchen konnte.

„Cerberus verlor ein Auge, und nach diesem Unglück wiederhergestellt, war er noch böser als früher geworden.

„Der Capitain nahm es als gewiß an, daß er nun nicht lange mehr leben könne, und beschleunigte die Vermählung zwischen Agda und Mallmenius, so daß die Hochzeit schon in drei Monaten nach der Verlobung stattfinden sollte.

„Mallmenius schlug vor, der Schwiegervater möge nach Erikstorp ziehen, um von der Tochter gepflegt zu werden. Högberg wollte das nicht, sondern blieb in Kolling, wo Frau Sjöström die Haushaltung führte.

„Ein halbes Jahr nach der Hochzeit starb der

Vater und vermachte der Tochter Cerberus, Matthes und Frau Sjöström.

„In den letzten zwei Monaten von Capitain Högbergs Leben war eine Halbschwester, Wittwe Scharp, bei ihm gewesen, um ihn zu pflegen.

„Frau Scharp war sehr reich. Sie hatte ein Vermögen von ihrem Manne geerbt und war kinderlos. Während ihres Aufenthaltes auf Kolling erwies sie eine große Anhänglichkeit an Mallmenius. Sie war einige 40 Jahre alt, aufrichtig und einfach, von mildem, anspruchslosen Charakter und einem sehr guten Kopfe.

„Mallmenius mit seinem scharf ausgeprägten Charakter, seiner noblen Gesinnung, seiner ungewöhnlich reichausgestatteten Seele, war eine Person, an welcher die reiche Wittwe ein Interesse gewonnen, um so mehr, als Agda mit ihren glühenden Gefühlen in keinem Falle der Tante zusagen konnte.

„Agda liebte ihren Mann mit leidenschaftlicher Heftigkeit, allein sie war keine milde, angenehme Gattin. Mallmenius ließ sich nicht von einer Frau leiten.

„Frau Scharp merkte dieses während der Krankheit ihres Halbbruders, als das junge Paar täglich Kolling besuchte.

„Im Frühjahr war der Capitain gestorben; Agda erbat sich den Besuch der Tante auf Erikstorp für den Sommer.

„Frau Scharp nahm die Einladung an, und wurde bei dem jungen Ehepaar gastlich aufgenommen, allein unglücklicherweise erregte die Tante Agda's Eifersucht. Die junge, blendend schöne Frau war auf ein Frauenzimmer von einigen 40 Jahren eifersüchtig! Agda wurde heftig und launenhaft. Einmal zeigte sie dem Manne die leidenschaftlichste Liebe, ein anderes Mal war sie eiskalt. Alle Vorstellungen der Frau Scharp halfen nichts, und diese sah bald ein, daß sie Erikstorp verlassen müsse, was auch im Herbste geschah, nachdem sie bei dem Sohne Agda's Gevatterin gewesen war.

„Die früher sehr gutmüthige Stiefmutter wurde nun so sehr von ihrem eigenen Kinde eingenommen, daß die des Mannes fast ganz vergessen und vernachlässigt wurden.

„Sie liebte ihren kleinen Georg mit heftiger Liebe. Mann, Stiefkinder, Haus, alles wurde dieser Abgötterei nachgesetzt. Ich kann nicht sagen, wie weit das innere Glück nach der Geburt des Sohnes gelitten,

allein so viel ist gewiß, Agda's Liebe zu ihrem Manne erhielt einen weit ruhigeren Charakter.

„Ich kam im Jahre der Geburt dieses Sohnes nach Kolbo und hatte an viele andere Dinge zu denken, doch schon damals verbreitete sich das Gerücht, Mallmenius sei ein Despot in seinem Hause, ein Tyrann gegen die Untergebenen und gegen seine Frau.

Ich hörte dieses, konnte aber selbst dieses Gerücht nicht als Wahrheit annehmen, denn ich habe ihn immer als einen streng gerechten und besonnenen Mann kennen gelernt. Nach meiner Auffassung konnte man mit keinem bessren Menschen zu thun haben.

Als der junge Georg ein Jahr alt geworden, gab es ein großes Fest auf Erikstorp, und Frau Scharp besuchte wieder ihre Bruderstochter und ihren Pathen.

Sie blieb dort einige Wochen und die junge Frau soll abermals eifersüchtig geworden sein. Diese unvernünftigen Ausbrüche, denen sie mehr als im ersten Jahre der Ehe freien Spielraum gab, wirkten unvortheilhaft auf Mallmenius, das er nicht allein selbst dadurch verletzt wurde, sondern auch eine von ihm hochgeachtete Frau darunter litt. Sein freundliches Betragen gegen seine Frau nahm ab, und Frau Scharp verließ

Erikstorp, tiefbetrübt über die Zerwürfnisse, die sie ohne irgend einen Grund veranlaßt hatte.

Ein halbes Jahr später traf die Nachricht ein, daß Frau Scharp, fünfundvierzig Jahre alt, gestorben sei.

Sie vermachte ihr ganzes Vermögen von hundert funfzigtausend Thalern an Agda's Sohn und setzte den Vater als alleinigen Verwalter ein.

Agda betrauerte die Tante nicht, wurde aber nach deren Tode viel ruhiger. Die ersten Monate theilte sie ihre Liebe zwischen dem Manne und dem Sohne und war glücklich in wechselseitiger Anhänglichkeit. Plötzlich jedoch veränderte sie wieder ihr Benehmen; die geringste Wolke auf der Stirn ihres Mannes veranlaßte den Ausbruch ihres Mißvergnügens. Der Mann sollte Frau Scharp vermissen, und sie erlaubte sich solche Schmähungen der Verstorbenen, daß Mallmenius unwillkührlich gereizt werden mußte.

Ich war mehrere Male Zeuge, wie sie durch bittre Aeußerungen über die Tante ihn zur Ungeduld trieb. Die Harmonie war zerstört, die Stiefkinder neidisch mißhandelt. Sie litt nicht, daß der Vater auch diesen seine Liebe kundgab. Sie und der kleine

Georg hatten von nun an allein darauf Anspruch zu machen.

So verflossen einige Jahre.

Cerberus hatte unterdessen seine Wohnung in einem schönen Hundehause auf dem Hofe mit Matthes zum Wächter.

Eines Tages waren einige alte Kameraden von Mallmenius zur Jagd; als sie zurückkamen, gerieth einer ihrer Hunde in Streit mit dem alten Cerberus. Der Kampf war heiß, die Herren konnten sie nicht aus einander bringen. Erst als Matthes zur Stelle kam, ließen die bösen Hunde einander los. Cerberus waren Ohren und Kinnlade zerbissen. Indeß Matthes den verfluchten Hund pflegte, verkündete er Unglück für den Herrn auf Erikstorp.

Einige Tage darauf wurde Agda auf die Probstei geladen. Mallmenius sollte am Nachmittage nachkommen. Es war ungefähr um die jetzige Jahreszeit.

Ich war nach Erikstorp gekommen, um mit dem Herrn zu sprechen, als der Wagen, auf dem er zur Propstei fahren wollte, in den Hof fuhr. Er trat auf die Treppe, seinen jüngsten Sohn an der Hand. Wir wechselten einige Worte, worauf er in den Wagen stieg und mir zurief:

„Ich will meine Frau überraschen und habe deshalb Georg mitgenommen. Es wird ihr eine große Freude machen.“

Als er so sprach, bäumte sich eines der Pferde, so daß es gerade auf zwei Beinen stand. Ich eilte heran, denn ich hatte gemerkt, daß der Kutscher einen Riemen zu hart angenommen hatte, allein das Pferd warf mich zur Seite, machte einen wilden Sprung, riß das andre sich nach und im selben Augenblicke lag der Wagen am linken Flügel über einander geworfen. Mallmenius, das Kind und der Kutscher waren mit schrecklicher Gefahr aus dem Wagen geschleudert. Man schenkte ihnen keine Aufmerksamkeit, denn das Kind lag leblos. Ich stürzte auf Mallmenius zu. Ihm war der Arm ausgereckt, allein das Kind war todt.

Seit diesem Tage ist Agda wie jetzt.

Cerberus und Matthes wurden hierher versetzt. Letzterer wurde Waldhüter und Pfleger des Hundes.

Auf dem Lande hat man eine Masse wunderlicher Geschichten von dem Thiere. In ganz Kolbo steht kein Mensch dem bei, welcher von Cerberus angefallen wird.

Mallmenius wollte ihn erschießen, allein Agda er-

klärte, der Hund müsse leben bleiben, sie habe es ihrem Vater auf dem Sterbelager zugesichert.

Ich hatte nichts Besseres gewünscht, als dem verwünschten Hunde einen Schuß zu versetzen, denn es ist noch keine drei Monate her, daß er Dalia zerreißen wollte, und nur Matthes hat sie gerettet. Agathons Schaden am Beine entstand daher, daß der Hund losgekommen war, und er sich nicht anders retten konnte, als daß er auf einen Baum kletterte, wo der Knabe sitzen blieb, bis Matthes den Hund anlegte. Der Knabe hatte über eine Stunde auf dem Baum gesessen, so daß er müde wurde, fiel und sich das Bein verletzte.

Matthes, eben so bösartig wie der Hund, hat gelobt, daß, wer dem schlechten Thiere Schaden zufügt, mit ihm zu thun haben soll, er will jedes Unrecht, dem Cerberus ausgesetzt wird, rächen. Diese Drohungen sind es nicht, welche Mallmenius abhalten, das Testament seines Schwiegervaters aufzugeben, allein Frau Agda hat einmal den Wunsch ausgesprochen.

„Du siehst also, lieber Sehlberg, wie der Hund und Mallmenius zusammenhängen, und nun können wir weiter gehen. Willst Du das merkwürdige Thier

besehen, so können wir am Waldhüterhäuschen vorübergehen."

Wir stiegen bergabwärts. Ich überlegte die Geschichte, die Lundin mir mitgetheilt hatte, und daß Agda seit dem Tode ihres Sohnes so wie jetzt geblieben sei.

Konnte wirklich der traurige Tod ihres Sohnes sie so gegen Mann und Stiefkinder erbittern, wie sie es nach meinem Wissen war? Sie hatte ja von dem Verbrechen ihres Mannes mit Dalia gesprochen. Ein unglücklicher Zufall konnte nicht also bestraft werden.

Nach einigen Augenblicken sagte ich:

„Du hältst Herrn Cerberus für den bösen Geist der Familie, ich kenne indeß Jemand, den ich so benennen möchte."

„Der wäre?" frug Lundin.

„Räthst Du nicht?"

„Freund, ein Verwalter läßt sich nicht auf's Rathen ein. Sprich, wen Du meinst, so will ich Deiner Ansicht beistimmen oder sie bestreiten.

„Es giebt nur eine Person, die ich so betrachten kann, das ist Frau Sjöström.

„Die vortreffliche, unvergleichliche Haushälterin! Sie, die Capitain Högberg's Haus mit Macht zusam-

menhielt, und ohne welche die Haushaltung auf Erikstorp zerfallen würde. Wie kann man behaupten, daß sie Unglück über die Familie bringen würde?" Lundin lachte laut und fuhr dann fort: „Scherz bei Seite," dann sah er sich rings um, ehe er sagte: „die Gute scheint etwas verwandt mit dem Bösen, wenn sie nicht gar des Herrn Frau Mama ist. Cerberus und sie stammen aus heißeren Gegenden, als in denen wir leben, darauf verwette ich meinen Schnurbart. Der ehrenwerthe Capitain Högberg, der von dem Weibe betrogen wurde, hat seinem Schwiegersohn einen Teufelsanhang vermacht. Ich bin meinerseits immer überzeugt gewesen, daß Frau Sjöström von Anfang an an die Eifersucht Agdas gegen Frau Scharp angefacht und die ersten Zerwürfnisse veranlaßt hat. Daß sie nach dem Tode des Kindes durch Satanstücke die Spannung, die seit mehreren Jahren besteht, hervorzurufen im Stande gewesen ist, bezweifle ich noch weniger. Sie hat es so geschickt angefangen, daß die Trennung eine vollständige geworden, und sie selbst hat bei Mallmenius sich so eingeschmeichelt, daß er ihr sein unumschränktes Vertrauen schenkt. Sie und ihr scheinheiliger Sohn verstehen sich auf Kosten des Herrn zu helfen. Sie hat mit scharfer Schlauheit ihre Kar-

ten so gespielt, daß ein Jeder, der Mallmenius Wohlwollen gewann, von Erikstorp entfernt worden ist. Die Lehrer sind ihr und ihrem Sohne immer ein Dorn im Auge gewesen. Auch gegen die jungen Kinder haben sie intriguirt. Agathon ist dem Vater in einem solchen Lichte dargestellt worden, daß er ihn als einen unartigen und thörichten Jungen betrachtete. Nur Dalia konnte bis jetzt nicht aus dem Herzen des Vaters verdrängt werden. Es mag darin liegen, daß das Mädchen, seitdem es eine Stiefmutter bekommen, immer schon ängstlich gewesen, ihres Vaters Liebe zu verlieren und deshalb sich vorsichtig gehalten hat. Agathon's Stellung im Hause ist deshalb so traurig geworden, weil die Stiefmutter ihn nicht sehen mochte: er durfte sich weder am Tisch, noch sonst wo zeigen, wenn Agda ihre Zimmer verlassen hatte. Ich wünschte sehr, daß Du als Lehrer bei ihm bleiben könntest, denn es wäre für den armen Jungen ein großes Unglück, wenn wieder ein Wechsel einträte. Du kannst Dich drauf verlassen, daß der junge Sjöström und seine holde Mama alles aufbieten, Dich zu vertreiben, und es gelingt ihnen meistentheils."

„Hat aber kein Mensch aus seiner Umgebung so große Anhänglichkeit an ihn, um ihn darauf aufmerk-

sam zu machen, daß die ihm so vortrefflich scheinende Frau nichts als ein Eheteufel ist?“

„Mallmenius duldet nicht, daß man seine häuslichen Verhältnisse mit einem Worte berühre. Wer über seine Stellung zur Frau spräche oder die gänzliche Auflösung aller zarten Bande zwischen Beiden andeutete, wäre verloren und von seinem Platze unverzüglich entfernt. Es ist ein so unangenehmer Gegenstand für den stolzen Mann, daß man ihm auf keine Weise zu nahe treten mag.“

Wir waren den Berg hinab gegangen und umkreis'ten ihn, um auf die andere Seite zu gelangen. Als wir einige Schritte in dieser Richtung gekommen, hörten wir ein heiseres Bellen, das, je näher wir dem Hause kamen, nur noch zunahm.

Nach einem ziemlichen Marsche standen wir vor der Hecke um die Wohnung des Wächters. Am Eingange dazu fand sich ein Hundehaus, daran gebunden ein großer, zottiger Hund, der wahnsinnig bellte und heftig aufsprang, um sich loszureißen und auf uns zu werfen.

Auf der Schwelle saß ein Mann mit grauen Haaren, eben so zottig wie die des Hundes und mit einem Gesicht, das in mürrischem Ausdrucke mit Cerberus

wetteifern konnte. Er hatte eine alte Mütze auf dem Kopf und war sonst im blauen Seemannskittel und leinenen Pantalons, die alle möglichen Farben angenommen hatten. Um den Leib trug er einen breiten Lederriemen und an den Füßen ein Paar grobe Schuhe.

„Guten Abend, Matthes," sagte Lundin und stand still, indem er sich über die Hecke bog. „Wie geht es hier? Sind keine Wildschützen dagewesen?"

„Gewiß nicht, so lange ich und Cerberus im Ostwalde leben," antwortete Matthes und blinkerte mit ein paar grauen Augen auf Lundin hin.

„Was hast Du da an der Hand?" Die rechte Hand war nämlich in Lumpen gehüllt.

„Eine verwünschte Schramme. Allein damit habe ich allein zu schaffen."

„Darin hast Du recht," erwiederte Lundin lachend. „Allein vielleicht könnte ich ein Heilmittel für das Leiden kennen."

„Ist nicht nöthig. Der Verwalter wünscht, daß der Teufel mich und das Hundevieh hole."

„Das ist ganz wahr, allein das hält mich nicht ab, so lange Du auf der Welt bist, Deine Plagen zu lindern. Die Hand sieht schlimm aus. Laß mich sie

untersuchen und schlage dem Cerberus einmal auf die Nase, daß er stillschweige."

Matthes murrte einige Worte, die wir nicht verstanden, sah mich scharf an, stand dann auf und schlich an uns heran.

„Können Sie mir den Satansschmerz benehmen, so werde ich Ihnen alle Ihre Bosheit verzeihen, allein so viel vermögen Sie nicht."

„Ja so, Du würdest mir verzeihen. Du bist sehr milde gestimmt. Her mit der Hand, dann sehen wir, wie sie leidet. Ich kann ja den Arzt herschicken."

„Das nicht, der Arzt mag zur Hölle fahren."

„Das kann Dir Vergnügen machen, wenn Du ihm folgst und den tollen Hund mitnimmst."

Lundin scherzte so und nahm gleichgültig die Binde ab, welche um die Hand gewickelt war. Der Schaden zeigte sich. Es war eine böse Schramme, voll von wildem Fleische an den Ecken.

„Dieser Schaden ist gar nicht gefährlich, man kann die Sache mit etwas Höllenstein curiren."

Matthes schielte mich an und brummte:

„Können Sie mir wohl den Schmerz vertreiben?"

„Das kann ich, aber erst morgen. Einstweilen

legen Sie kalte Wasserumschläge auf, so lindert es doch."

„Wasser," wiederholte Matthes grinsend.

„Du möchtest wohl lieber Branntwein auflegen," sagte Lundin, „halte Dich aber jetzt bescheiden an's Wasser, wie der Herr sagt, der ein Stück Arzt ist. Nun gute Nacht, Du Bär!"

Ich versprach, am andern Tage wieder zu kommen, und wir gingen fort. Ich dachte an nichts als an die Familie Mallmenius. So waren wir eine lange Strecke still neben einander gegangen, als Lundin anfing:

„Worüber grübelst Du, Sehlberg? Die Burgfrau auf Erikstorp spukt Dir wohl im Gehirn. Hüte Dich, an ihre schwarzen Augen zu denken. Es könnte Unglück bringen. Australien ist ein seltsames Land und die dort geboren sind, bringen nicht leicht Frieden und Heil. Fort mit allen Grübeleien, und laß uns am schönen Sommerabende ein Lied singen."

Er stimmte wirklich ein friedliches Lied an, ein Sänger konnte nicht leicht zuhören, ich war bald bereit, ihn zu begleiten.

Fort waren alle Gedanken an Erikstorp und die schöne Agda und ihren Mann. Ich war zwanzig Jahre

alt, liebte Gesang und Frohsinn und vergaß für diese Zeit den Ernst und die Sorgen des Augenblicks.

7.

Am folgenden Tage frühmorgens begab ich mich zu Matthes, um dessen beschädigte Hand zu beizen. Der alte Mann war ärgerlicher als am Tage zuvor, obschon er zugestehen mußte, daß die Hand nach den Wasserumschlägen nicht mehr so sehr schmerze. Es war, als ob ihm das leid thäte. Cerberus war wie toll, als ich für Matthes Hand sorgte.

Im Laufe einer Woche besuchte ich das Wächterhaus täglich, um das wilde Fleisch um die Wunde fortzubeizen. Als es sich besserte, ging ich nur einen Tag um den andern hin.

Einen Sonnabend Nachmittag ging ich einen längeren Weg mit der Büchse über die Schulter. Ich wollte auf dem Rückwege Matthes besuchen und hatte deshalb meine Heilmittel mitgenommen. Lundin war mit den Kindern, Agathon und Dalia, nach der Prop=

stei gefahren. Da es dort sehr langweilig war, so mochte ich sie nicht begleiten.

Ein eignes Gefühl führte immer meine Schritte nach Erikstorps Park.

Ich hätte nicht leicht angeben können, was ich da suchte. Der Park selbst gefiel mir nicht sehr, denn er war düster, und doch ging ich allein immer hin. So auch an diesem Nachmittage.

Es war ein wunderbar herrlicher Abend. Als ich das dichte Laubgebüsch betrat, fing ich an, mein Lieblingslied zu trällern:

Waldeinwärts flog ein Vögelein,
Vom Sommerhimmel blau und rein.
Es sang: schon dunkelt es, mein Kind,
Ich fliege fort von Dir geschwind,
Weit, weit von hier,
Bin aber bald wieder bei Dir!

Plötzlich störte mich ein wildes Gebrüll, dem ein schneidender Schrei folgte. Ich erkannte das Gebrüll. Es mußte Cerberus sein. Er hatte sich losgerissen und Jemand angefallen. Ich eilte mit raschen Schritten. Bald hatte ich den Hund und die Angefallene vor mir. Es war Agda.

Sie wollte sich durch ihren Sonnenschirm von Cer-

berus befreien, der, als sie auf ihn loszuschlageu anfing, sich in ihren Arm einzubeißen suchte.

Agda war todtenbleich, und als ich den Platz betrat, hatte Cerberus sie schon umgerissen, als er aber in ihre Kehle beißen wollte, traf ihn meiner Büchse Kolben auf den Kopf, und zwar so kräftig, daß er unbeweglich liegen blieb. Ich bog mich nieder und hob Agda auf. Sie war so erschrocken, daß sie kaum zu stehen vermochte.

„Wie ist es," frug ich, „hat der Hund Sie verletzt?"

Ich führte Sie auf eine benachbarte Bank.

Agda hob meine Hand und führte sie über die Stirn, ohne mir zu antworten. Meine Blicke fielen auf die andere, sie war mit Blut bedeckt.

Wir waren auf dem Wege längs dem Flusse. Es war also leicht hinzueilen und etwas Wasser zu schöpfen. Agda saß unbeweglich mit der linken Hand über den Augen und ließ mich den Aermel des Kleides aufschlagen, um den von Cerberus gemißhandelten Arm in Wasser zu baden. Sobald das Blut nicht mehr floß, nahm ich meinen Stein und berührte die Wunde.

Dieses geschah, ohne daß Agda es zu merken schien, oder darüber nur ein Wort sagte.

Nach meiner Operation, und nachdem ich den Aermel über die Wunde heruntergezogen, sah ich die unbewegliche Frau an. Sie hatte die Hand von den Augen genommen. Sie blickte auf mich. Eine Thräne glimmerte darin.

Ein Diamant auf einem Sonnenstrahle, so schien es mir, als ich in die glänzenden Augen blickte.

„Wie befinden Sie sich jetzt?“ frug ich mit zitternder Stimme.

„Sie also haben mich gerettet, fast hätte meines Vaters Hund mich zerrissen,“ sagte sie langsam. „Ich werde es nie vergessen.“

Sie versuchte aufzustehen, allein man hörte ein klagendes Stöhnen vom Hunde, und einige Bewegungen seiner Glieder ließen erkennen, daß ich ihn nicht getödtet, sondern nur betäubt hatte. Agda fiel auf die Bank zurück, ich sprang auf, und ein Schuß ging durch den Kopf des Unthiers. Er sollte nichts Böses mehr stiften.

„Mein Gott, was haben Sie gethan?“ rief Agda aus, und faßte mich am Arme.

So stand sie und blickte mich an, dann setzte sie sich wieder und brach in Thränen aus.

Dieser Marmor weinte, und eine lange Weile. Mir fehlte es an Worten, sie zu beruhigen. Was sollte ich sagen? Ich begriff nicht die Gefühle, welche diese Thränen hervorlockten, und konnte also nur schweigen. Ich warf den todten Hund hinter ein Gebüsch, damit sie ihn, wenn sie das Haupt erhöbe, nicht ferner sehen könne.

Die Strahlen der Abendsonne fielen auf das gesenkte Haupt der jungen Frau und gossen einen eigenen Schimmer über das kohlschwarze Haar. Es sah aus, als wäre es mit Gold überstreut. Nach einer Weile blickte sie auf und trocknete die Thränen, indeß sie mich frug:

„Kennen Sie die Sage, die an das ermordete Thier sich knüpft?"

„Ja, ich weiß, daß man behauptet, den, welcher ihm das Leben genommen, werde ein Unglück treffen. Und was wäre es, wenn es wahr wäre? Ich hätte trotzdem nicht anders gehandelt, um Sie einer drohenden Gefahr zu entreißen, und andere Unglücksfälle zu verhüten."

„Allein, wenn ein Unglück Sie betrifft, wenn —"

„Bitte, sprechen wir nicht mehr darüber. Erlauben Sie, daß ich Sie zum Hause führe? Sie bedürfen der Ruhe und neuer Umschläge um den Arm.“

Agda stand auf und faßte stillschweigend meinen Arm, den ich ihr bot. Als sie sich darauf lehnte, wechselte sie die Farbe und mein Arm zitterte. Wir gingen, ohne uns zu unterhalten, durch den Hof, am linken Flügel vorbei.

An der Marmortreppe blieb ich stehen.

„Sie erlauben wohl, daß ich mich empfehle,“ sagte ich und nahm die Mütze ab.

„Nein, Sie kommen in den Salon und bleiben Abends hier.“

Abermals blickte sie mich an, und ich konnte nur durch eine stumme Verbeugung antworten.

Seit unserem letzten Zusammentreffen waren vier Wochen verflossen. Wie ungleich war das letzte!

8.

Nachdem ich mir den Staub der Chaussee hatte abbürsten lassen, betrat ich den Salon, von dem veränderten Betragen Agda's etwas schwindelig.

Mallmenius war allein.

Er saß, den Kopf in die Hand gestützt und so sehr in Gedanken versunken, daß er meine Schritte nicht hörte. Eine Wolke von Sorgen lag auf seinem Gesichte. Die Gedanken, die ihn beschäftigten, waren offenbar weder heiter noch angenehm.

Ich blieb einen Augenblick stehen und betrachtete ihn, ehe ich näher trat.

„Guten Abend, Herr Lieutenant," fing ich endlich an.

Er blickte rasch auf und warf einen verstörten Blick auf mich; dieser schien zu fragen, was das bedeute, und daß man mich da nicht sehen wolle.

„Es überrascht Sie, mich hier zu sehen," fuhr ich lachend fort, „ich bin ohne eigenes Verschulden gekommen und befinde mich in diesem Salon auf ausdrückliche Erlaubniß von Frau Mallmenius."

„Wer, meine Frau? Erklären Sie mir das," rief er aus und sprang auf.

„Es ist einfach so, daß ich glücklich genug gewesen, den Cerberus zur Ewigkeit geschickt zu haben, gerade als er Ihre Gemahlin zu seinem Opfer ausersehen hatte, und deshalb bin ich jetzt hier."

Der Lieutenant sah mich lange mit seinen großen,

runden Augen an und reichte mir die Hand mit diesen Worteu:

„Das Geschick muß es sehr gut mit mir gemeint haben, daß es Dich auf meinen Pfad schickte. Dank für Deine That, ich werde sie niemals vergessen.“

So hatte sie auch gesprochen.

Eine halbe Stunde später kam Agda, in Begleitung von Adele. Sie trug den mit Umschlägen versehenen Arm in der Binde.

Der Lieutenant trat ihr entgegen, sehr überrascht, sie zu solcher Tageszeit zu sehen.

„Hast Du Dir den Arm beschädigt?“ frug er und führte sie an das Sopha, wo sie zu sitzen pflegte.

„Cerberus hat mich gebissen,“ sagte sie, ohne ihn anzusehen. Es waren die ersten Worte, die sie jemals in meiner Gegenwart zu ihm gesprochen hatte.

Der Lieutenant machte noch einige Fragen, allein Agda's Antwort bestand darin, daß sie sich zu mir wendete und sagte:

„Haben Sie die Güte, Herr Sehlberg, den Vorfall zu berichten.“

Sie setzte sich sodann auf ihren Platz.

Ich erzählte ausführlich den Vorfall im Park und nachdem ich das alles gethan, sprach Adele von

Matthes, und wie er Cerberus Tod aufnehmen würde, über die vielfachen Sagen, die sich an Cerberus knüpften u. s. w. Ich scherzte darüber, allein Agda bewegte sich heftig und sah mich nicht kalt und stolz, sondern mit Besorgniß an.

Mallmenius stand auf und trat an die offene Glasthüre.

„Möchten Sie uns nicht mit einem Liede erfreu'n?" frug er und drehte den Kopf ein wenig um.

Er hatte mir allerdings zu Zeiten gesagt, daß meine Stimme ihm gefalle, allein so lange ich mich auf Erikstorp aufgehalten, hatte er mich niemals zum Singen eingeladen.

Im Salon stand ein Flügel. Ich trat hin, um seinen Wunsch zu erfüllen, allein Agda sagte rasch:

„Singen Sie nicht."

Mallmenius drehte sich auf dem Absatz um, betrachtete seine Frau und sagte darauf:

„Kommen Sie, und rauchen wir zusammen im Garten."

Ich folgte ihm. Wir wandelten schweigend eine Allee entlang und gingen so eine kurze Zeit auf und ab. Mallmenius, der sich gern unterhielt, beobachtete jetzt ein Stillschweigen. Sein ganzes Aeußeres zeigte,

daß seine Stimmung das Gleichgewicht verloren, und daß es ihm nicht leicht sei, hinter der gewöhnlichen Selbstbeherrschung die Gefühle des Herzens zu verbergen.

Als wir unsere Cigarren ausgeraucht hatten, legte er mir die Hand auf die Schulter und sagte:

„Sagen Sie einmal, Herr Sehlberg, sollten Sie es nicht vorziehen, die Lehrerstelle aufzugeben?"

„Nein, Herr Lieutenant," antwortete ich, „ich wünsche nichts mehr, als meinen jetzigen Platz beizubehalten."

„Allein Sie könnten Ihren Cursus schneller beendigen, wenn Sie kein Lehrer sind, und ich Ihnen dafür die Kosten Ihrer Studien vorschösse. Ich habe schon daran gedacht und Ihnen vorschlagen wollen, daß Sie ein Jahr mit Agathon sich auf der Akademie aufhalten und dann Ihre Lehrerstelle aufgeben, um sich ausschließlich Ihrem eignen Studium zu widmen. Ich will Ihr Kassirer sein und so geht es desto rascher zum Ziele."

„Ich bin für dieses Wohlwollen sehr dankbar und muß doch dieses edle Anerbieten ablehnen; ich will, das habe ich mir fest vorgenommen, so lange ich mich auf der Akademie aufhalte, keine Schulden eingehen.

Soll ich das Carolinische Institut besuchen, so werde ich leider genöthigt sein, mich in solche zu begeben, wenn es mir in den Jahren meines Lehreramts nicht gelingt, einige Ersparnisse zu machen."

„Sie sind stolz, Herr Sehlberg," unterbrach mich Mallmenius und warf den Rest der Cigarre fort.

„Nicht stolz, allein so selbstständig als möglich. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß man, wenn man Geld- und Dankbarkeits-Verpflichtungen eingeht, immerfort ein Sklave pecuniärer Schulden bleibt."

„Sollte ich denn so strenge Forderungen machen?" frug Mallmenius.

„Gewiß nicht, ich fürchte vielmehr, Sie würden nur allzu edel handeln und darnach geriethe ich mein ganzes Leben in Verbindlichkeit."

„In solchem Falle sehe ich nicht ein —"

„Weshalb ich nicht das Anerbieten annehme?"

„Allerdings."

„Bloß deshalb, weil ich immer daran erinnert würde, daß ich mich nicht selbst vorwärts gebracht habe, sondern daß ich es Ihrer Güte verdanke, wenn ich mein Ziel erreiche. Ein solches Bewußtsein demüthigte mein Selbstgefühl und störte den schönen Traum, den ich seit meinen ersten Schuljahren gehegt, mir

durch eigne Anstrengungen die Bahn zu brechen. Und weshalb sollte mir nicht gelingen, was tausend andre arme Jünglinge durchsetzen? Ich käme vielleicht ein paar Jahre früher davon, wenn ich Mittel besäße, ohne Lehrerstelle meine Studien zu machen, allein was bedeuten ein paar Jahre? Ich bin jung und kann sie ohne Bedenken opfern, um in die Welt zu treten und bewußt zu sein, daß ich durch eigne Ausdauer und Arbeit mir die Kenntnisse verschafft habe, durch die ich mir später meine Unabhängigkeit sichern will."

Ich schwieg, und Mallmenius sah gerade vor sich hin. Wir standen am Flusse. Nach kurzer Pause sagte er:

„Obschon ich, einige vierzig Jahr alt, Ihre phantastischen und stolzen Träume nicht billige, muß ich sie doch achten. Sie sind sehr stolz, junger Freund, und es ist deshalb vielleicht schwer, einem Fremden sich zu verbinden. Wir wollen also nicht weiter über die Sache reden. Nach einer Woche reisen Sie mit Agathon nach Upsala. Ich will es da so klug als möglich für ihn und Sie einrichten."

Wir kehrten um und traten ins Haus.

Im Salon saßen noch Agda und Adele. Als

wir eintraten, bewegte erstere leise den Kopf und sah mich scharf an.

Ich weiß nicht, woher es kam, daß mein Innerstes sich aufregte und mein Herz rascher schlug. Es war mir, als ob ich einen Anfall von Ersticken gehabt hätte, und ich fand mich leicht, als ich nach dem Abendbrod Abschied nahm und mich von der Frau entfernen konnte, die vom ersten Augenblicke an einen so wundersamen Eindruck auf mich gemacht hatte. Sie hatte mein Interesse geweckt und mir Schmerz bereitet.

Der Lieutenant ließ ein Pferd satteln, damit ich nach Kolbo reite.

Als ich in der dunklen Augustnacht vorangaloppirte, wünschte ich mir Glück zur baldigen Reise nach Upsala. Ich fühlte, daß Agda's mystisches Wesen keinen vortheilhaften Eindruck ausübte, meine Gedanken allzu sehr in Anspruch nahm und, falls ich länger in ihrer Nähe geblieben, meine Aufmerksamkeit von meinen Büchern und Studien abgezogen haben würde.

Mallmenius hatte sich gegen mich immer so benommen, daß es einen Jüngling mit redlicher Gesinnung ergreifen mußte. Indeß ich so über ihn und Agda nachdachte, war es mir, als ob ich unter allem

Wechsel unsrer Geschicke immer mit Dankbarkeit ihnen ergeben sein müsse. Ich hatte den Mann immer nur als einen ächten Gentleman kennen gelernt. Auch für sie hegte ich große Hochachtung, und es würde mir also unbequem gewesen sein, in eine pecuniäre Verpflichtung zu gerathen, die meiner Freundschaft ein eigennütziges Interesse hätte geben können.

In diesen Gedanken vertieft ließ ich das Pferd gehen, ohne den Weg oder die Zügel besonders zu beachten.

Ich hatte ungefähr drei Viertheile des Wegs zwischen Erikstorp und Kolbo zurückgelegt, als ein Mensch aufs Pferd stürzte, einen Riemen festhielt und mir einen Schlag versetzte, indem er ausrief:

„Du bist es, Du Elender, Du hast den Cerberus umgebracht, ich werde Dir dafür zahlen.“

Der Knüttel, der mein Haupt spalten sollte, fuhr an meinem Gesicht vorbei, denn das Pferd warf sich auf die Seite, bäumte sich und machte dann einen solchen Satz, daß der Angreifer hinstürzte und eine Hinterhufe ihn heftig schlug.

Ich hörte einige gewaltige Flüche, worauf ich das Pferd mit Macht anhielt und abstieg, um nachzusehen, ob mein Angreifer stark beschädigt sei.

Nur mit Mühe konnte ich im Dunkel den Mann auffinden. Er hatte sich am Graben aufrecht gesetzt, fluchte und jammerte.

„Hat das Pferd Dich beschädigt, Matthes?" frug ich.

Er antwortete mir mit einer Masse von Flüchen.

„Hast Du Hülfe nöthig, so sprich. Es war mir, als ob das Pferd Dich getreten hätte?"

„Gewiß, das hat es," schrie Matthes; „allein komme mir nicht in die Nähe, sonst schlag' ich Dir so gut wie früher den Schädel entzwei. Du sollst zur Hölle, weil Du den Hund erschossen hast."

Die Drohung schüchterte mich nicht ein, ich band das Pferd an einen Baum und ging zu Matthes, der vor Schmerz brüllte. Als ich ihm nahe war, sprang er auf, allein der Schmerz riß ihn zurück, und nun stand ich neben ihm und sprach mit fester Stimme:

„Matthes ist wohl närrisch geworden. Will er etwas thun, das ihn auf Lebelang ins Zuchthaus bringt, oder soll ich ihn zur Selbstvertheidigung wie den Cerberus behandeln? Sage lieber, wo der Pferdehuf getroffen hat."

„Im Auge," schrie Matthes, „allein wie es auch komme, Du rührst mich nicht an."

Ich bog mich nieder, um zu suchen, ob ich die Stelle der Verwundung finden könne, doch erhielt ich gleich einen Schlag mit der Faust in's Gesicht.

In diesem Augenblicke hörte ich einen Wagen.

Ich war von Kinderzeit an gewohnt zu ringen, und stark wie ein Riese, warf mich also über Matthes, hielt seine Arme fest und rief:

„Hierher!"

Der Wagen fuhr schneller und hielt gleich an bei mir und meinem Gegner.

Lundin kam von der Propstei.

Ich erzählte ihm kurz den Vorfall und bat ihn, mir zu helfen, daß Matthes auf den Kutscherbock gesetzt und sonach auf dem Gute sein Schaden kurirt werde. Entweder waren die Schmerzen nach den letzten Anstrengungen stärker, und er selbst schwächer geworden, oder er hatte eingesehen, daß er gegen drei starke Männer nicht ankämpfen könne — kurz, er ließ sich auf den Kutscherbock setzen.

Ich stieg zu Pferde und ritt nach Hause.

Der Arzt beschäftigte sich gleich mit Matthes, der so angegriffen war, daß er sich still verhielt. Mir war die Nase geschwollen, und sonach der Kampf ohne

große Gefahr abgelaufen, Matthes aber hatte einen solchen Schlag erhalten, daß eines seiner Augen wahrscheinlich nicht gerettet werden konnte.

9.

Acht Tage später sollte ich mit Agathon von Kolbo abreisen. Ich hatte meinen Besuch auf Erikstorp nicht wiederholt. Der Lieutenant hatte allerdings gemeint, ich solle es thun, allein mein Gesicht spielte in allen Regenbogenfarben, und so war die Einladung nicht anzunehmen gewesen.

Es war ein Sonntagsabend vor unsrer Abreise. Mallmenius und Agda waren den ganzen Tag auf Kolbo gewesen. Bei Sonnenuntergange sollte sie nach Erikstorp zurückfahren und später, als Mallmenius sich entfernte, begleitete ich ihn eine Strecke. Es war ein herrlicher Augustabend. Der Mond hatte seine Silberscheibe über die Wipfel des Waldes erhoben und erhellte die Gegend mit blassem Glanze, der ihm einen mystischen, poetischen Schimmer verlieh, was nur der Mondschein im August schaffen kann.

Wir waren ungefähr halbwegs bis Erikstorp ge-

fahren, als Mallmenius frug, ob ich nicht geneigt wäre, mit ihm zu fahren, auf Erikstorp zu soupiren, und die Nacht da zu bleiben, um am andern Morgen nach Kolbo zurückzufahren. Ich lehnte die Einladung ab und sagte:

„Der Abend ist so schön, daß es Schade wäre, ihn nicht zu genießen: Wenn Sie es erlauben, sage ich Ihnen hier eine gute Nacht."

Mallmenius ließ den Wagen anhalten, schüttelte meine Hand, und wir trennten uns.

Ich ging an der Chaussee auf einen Seitenpfad, der zu einer Anhöhe führte, von welcher man den Fluß übersehen konnte. Auf der die nächste Umgegend beherrschenden Höhe setzte ich mich auf einen umgefallenen Baum.

Der Fluß glich einer Silberfluth, die zwischen den grünen Ufern floß, und die hohen Fichtenbäume standen auf den Seiten wie Schildhalter. Es war ein so lieblicher, so warmer und poetischer Abend, daß er ein 20jähriges Herz ergreifen und mit unbestimmter Sehnsucht erfüllen mußte.

Ich war gewiß nicht in Empfindsamkeit versunken, und seit meinem brennenden Gefühle für Caroline hatte ich keine Gelegenheit gefunden, mein Herz an

ein weibliches Wesen zu knüpfen. Ich hatte wie die meisten eingebildeten Jünglinge beschlossen, mir selbst zu genügen, allein wie stolz man auch sein mag, giebt es doch Augenblicke, in denen das Gefühl seine Stimme erhebt.

Am milden Augustabende ergriff mich die Erinnerung an Tante Emilie. Es war mir als stehe sie neben mir, blicke mich mit ihren milden Augen an und flüstere mir lächelnd Worte voll Liebe und Güte zu. Die Erinnerung an sie war so lebendig, daß ich die Stirn und die Hand stützte und mir selbst zuflüsterte:

„Weshalb mußte ich sie verlieren?“

Einige Augenblicke verschwand die Schönheit des Abends und alles andere, und ich hatte nur den Gedanken vor mir, wie glücklich ich, wenn sie noch lebte, sein würde. Die schöne und gute Frau würde einen besonderen Einfluß auf mich haben; wenn sie mich lieben könnte, würden das Leben und die Menschen einen andern Anblick gewonnen haben. Von da an waren alle Seelenkräfte und Gedanken auf mich selbst und meine Zukunft gerichtet. Ich stand einsam, wie es mich bedünkte, ohne Jemand, der meine Fortschritte, wenn sie mir gelängen, theilte oder mich während der Studien aufmunterte.

Es war einer der Augenblicke, da all unser Stolz, alle Eitelkeit zusammen schwindet, unsere Träume und

Hoffnungen, unser Vertrauen auf eigene Kraft und unsere Intelligenz abnehmen, und ein Sehnen nach einem Herzen uns erfaßt, das uns ganz und gar in einem stillen Winkel der Erde angehört, wo wir mit ungestörter Ruhe leben und sterben können und das Glück wechselseitiger Liebe genießen. Dann fühlt man, wie leer es ist, allein zu sein, ohne Liebe oder Hingebung!

Giebt es einen Jüngling, dessen Herz nicht einmal von solcher Leere ergriffen worden, von einer lebhaften Sehnsucht nach einem Wesen, das alles Liebesglück in sich faßte?

Wenn man in solchem Augenblicke plötzlich erhielte, was man beweint und ersehnt, würde man die errungene Seligkeit rasch fortwerfen, um sich den stolzen Vorspiegelungen des Ehrgeizes wieder hinzugeben.

Hatte ich mich längere Frist von dem Eindrucke des herrlichen Abends beherrschen lassen, so hob ich das Haupt, streckte die Arme aus und rief laut in Gedanken an Tante Emilie:

„Du meines Lebens guter Engel, weshalb bist Du entschwunden? Weshalb ......

Eine kleine Hand legte sich auf meine Schulter. Ich sprang rasch auf, als ich mich in diesem Augenblicke berührt fühlte.

Eine schlanke Frauengestalt stand dicht neben mir.

Es war nicht Tante Emilien's Schatten, wie meine Phantasie in der ersten Minute annehmen wollte, sondern ein in Schwarz gekleidetes lebendes Wesen.

Die Strahlen des Mondes fielen auf ihr Antlitz. Es war blaß wie der Tod, schön wie das Leben. Die dunklen Augen ruhten auf mir nicht kalt wie gewöhnlich, sondern mit mildem warmen Ausdruck, und die kleine Hand lag noch immer auf meiner Schulter.

Ich war nicht aufgestanden, hatte meine Stellung nicht verändert. Es war als ob die Hand und die dunklen Augen mich gefesselt hätten. Auf meine Brust legte sich eine drückende Last.

„Sie reisen morgen?" sagte sie nach einer Pause und hob nun erst ihre Hand von meiner Schulter.

Ich stand in diesem Augenblicke auf und beantwortete Agda's Frage bejahend.

„Ich wünsche Ihnen eine glückliche Reise." Sie neigte ihr Haupt und kehrte sich ab, um zu gehen.

Ich wußte nicht recht, was ich wollte, allein ich ging ihr trotzdem nach und sagte:

„Herrin!"

Sie blieb stehen und sah mich an.

„Wollen Sie mir etwas sagen?" frug sie.

Was wünschte ich denn? Daß sie bleiben solle, daß ich mich an diesem wunderbar schönen Antlitz sättigen wollte? Konnte ich ihr das sagen? Nein!

Ich antwortete mit bebender Stimme:

„Ich wollte Ihnen nur alle die Freude und Seligkeit wünschen, die ein Mensch besitzen kann."

„Freude und Seligkeit kann man nicht für Gold erhalten. Könnte Gold glücklich machen, so möge man es auf Ihren Lebenspfad streuen, so wäre ich nicht Ihre Schuldnerin, wie ich es jetzt bleiben muß." Sie seufzte und kehrte sich wieder ab.

„Ist es Ihnen schmerzlich zu glauben, daß Sie in irgend einer Verpflichtung zu mir stehen, so bitte ich Sie, meine Dazwischenkunft, als der Hund Sie anfiel, wie eine Handlung zu betrachten, welche Sie versöhnen mag, nachdem ich Sie durch mein Lauschen in der Grotte erzürnt hatte."

Noch einmal sah sie mich an. Ihr Gesicht war nun nicht blaß, sondern solche Purpurröthe brannte darauf, daß auch der Silberschein des Mondes sie nicht bleichen konnte.

„Sie hätten mich nicht daran erinnern sollen," sagte sie.

„Ich habe es gethan, um wegen des Mangels an

Schicklichkeit, den ich damals bewiesen, um Verzeihung zu bitten und Sie daran zu erinnern, daß, wenn man unrecht gethan, es auch wieder gut gemacht werden muß. Liegt in meiner letzten That kein Verdienst, so mag sie doch den früher begangenen Fehler aufwiegen.

„Dann wären wir also quitt, Sie und ich," sagte sie. „Sie irren sich doch, ich bin doch in Ihrer Schuld, ich wurde es noch mehr bei dem Tode von Cerberus und ich werde es eines Tages noch viel mehr sein. Bis dahin leben Sie wohl. Wir sehen uns wieder."

Sie reichte mir die Hand. Diese zu erfassen und zu küssen war die Handlung eines Augenblicks. Ich wußte es selbst nicht, ehe ich es gethan.

Als sie fort war, warf ich mich wieder auf den Boden.

Ringsum war alles still.

Spät Abends kehrte ich nach Kolbo zurück, ohne daß ich die Gefühle hätte bemeistern können, die das Zusammentreffen mit Agda angeregt hatte.

Hatte Agda's Bild mich früher verfolgt, so schien mir, als ob es nun in meine Erinnerung eingegraben wäre und ewig dort verbleiben würde.

Druck von Joseph Koyer in Berlin, Hellweg 7.



Schwartz, Marie Sophie,

Jugenderinnerungen Erzählung

Bd.: 1. Band

Berlin 1864